Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Fr. 1896. 2000.

Vely

Südlicher Himmel.

Novellen

von

E. Vely.

Herzberg a. H. und Leipzig.
Verlag von C. F. Simon.
1882.

Ihrer Durchlaucht

der

Fürstin Wittwe

Ottilie von Solms-Braunfels

in tiefster Ehrfurcht

zugeeignet

von der

Verfasserin.

Inhalt.

Josa Dario.

Der „Furioso" hatte nach schöner, ruhiger Fahrt im Hafen von Spalato Anker geworfen; die sinkende Sonne ließ breite, rothe Streifen über das Tiefblau des Meeres gleiten, die Insel Brazza sah dabei einen Moment wie von Feuersglut umgeben aus — ein Brunhilde-Eiland des Südens.

Unter all den zahlreichen Passagieren an Bord, welche jetzt sichtbar erfreut auf das Anlegen der Schiffbrücke harrten — ein buntes Contingent verschiedener Nationalitäten bildete sie, von den elegantesten Damen in gewählter Reisetoilette, See- und Landoffizieren und Kaufleuten bis zu Moriaken, Montenegrinern und Türken hinab, — war es besonders ein schlankgewachsenes, dunkles Mädchen, welches die Blicke strahlend über die halbmondförmig gebaute alte Stadt gleiten ließ.

Die stolzgeschnittenen Lippen bewegten sich leicht, als flüsterten sie einen leisen Gruß. Dem ganzen Ausdruck des Gesichts, das jenen warmen, südlichen Bronzeton besaß, dessen Colorit noch durch matte Röthe auf den Wangen erhöht wurde, konnte man entnehmen, daß es nicht zum ersten Mal war, daß diese Augen nach dem Octogon hinüberschweiften, dem einstigen Jupitertempel, dem jetzigen Dom, und daß es mehr war als bloßes Interesse, welches die junge Reisende an der Stadt nahm, die sich auf den imposanten Trümmern des prächtigen Kaiserpalastes des Diocletian erhebt. Es war denn auch die Heimat, welche Josa Dario's Blicke nach dreijähriger Abwesenheit wieder grüßten.

Der hochaufgerichtete Herr an ihrer Seite — er mochte ein Funfziger sein, denn trotz seiner jugendlichen Haltung verriethen dies die leicht an den Schläfen ergrauten Haare — schien die Bewegung, welche seine Begleiterin überkommen, nicht zu gewahren. Er wartete mit sichtlicher Ungeduld, bis die Mehrzahl der Passagiere sich dem Ausgang zugewandt; denn, obwohl herrisch und rücksichtslos dreinschauend, hatte er doch wieder etwas wie vornehmes Fernhalten von dem Gedränge der Menge.

Dann legte er die Hand auf die Schulter der

schlanken Dame und sagte in italienischer Sprache, venetianisch singenden Tones und Dialekts, wie er hier an den Küstenstrichen in den obern Klassen herrscht: „Jetzt ist es Zeit, Josa!"

Das schöne Mädchen hob das Haupt, ein heller Schein glitt über ihre ernsten Züge, und mit einem Seufzer, welchen ihr eine glückliche Empfindung auspreßte, erwiderte sie in tiefen Tönen: „O, in der Heimat — in der Heimat!"

Aber rasch schwand das Lächeln, wie drüben die sinkende Sonne hinter dem fernen Meeressaum: es mußten nicht alle Empfindungen freudige sein, mit denen die junge Comtesse Dario den Boden ihrer Vaterstadt wieder betrat.

Des Conte Dario Geduld war zu Ende; er herrschte einigen Morlaken, welche in ihrer Festtagstracht, den rothen Mützen, mit Turban umwunden, mit künstlich geflochtenen Zöpfen, silbergestickten Unterleibchen und braunen Jacken mit rothen Trodbeln, blauen Beinkleidern, Sandalen und Mänteln — dem Ausputz fehlten nicht die kriegerischen Pistolen — sich langsam weiter schoben, einen kräftigen Fluch und ein drohendes „Vorwärts!" in der Landessprache zu. Gehorsam, sich bis zur Erde neigend, schnellten die drei zurück.

„Ah, Gospodine (Herr), verzeiht, — verzeiht, Conte Stipe (Stephan), Euern elenden Dienern!“

Ob der Wunsch, welchen ihnen die landesübliche Höflichkeit in den Mund legte, erfüllt wurde, darüber erhielten sie keine Aufklärung. Der Conte Stipe Dario hatte Josa's Hand unter seinen Arm geschoben und schritt mit ihr rasch über die Holzbrücke hin.

Kaum war der Molo mit seinen festen Steinplatten erreicht, als sich den Ankommenden wieder ein Hinderniß bot: diesmal in der Gestalt einer alten Frau, welche sich mit einem lauten Freudenschrei dem jungen Mädchen in den Weg warf.

„Licht meiner Augen, Sonne meines Lebens, Contessina Josa — nun kann die alte Bare (Barbara) in Frieden sterben; o, heiliger Duje (Doimo), du Schutzherr unsers Landes, das hast Du gut gemacht!“

Und zwischen jedem Ausruf ergriff sie das lichtgraue Reisegewand der jungen Gräfin und preßte es an ihre Lippen, während ihr die hellen Thränen über das gelbe, runzelige Gesicht liefen. Das schöne Mädchen beugte sich herab und reichte ihr die schmale Hand.

„Steh auf, Bare, steh auf! Auch ich bin froh,

daß ich wieder in der Heimat bin; ich habe nichts vergessen, vom Berge Marian an bis zu Deinem alten, lieben Gesicht, und es ist alles noch das Gleiche!“ sagte sie sanft.

„O, heiliger Duje! Wie lang die drei Jahre waren! Aber die Contessina ist eine große Schönheit geworden, ganz wie die selige Gospoja (Herrin), nein, völlig ihr Ebenbild! So sah die Contessa Ivanizza (Giovanna) aus, als sie als Braut —“

„Hast Du morgen nicht Zeit, alte Schwätzerin?“ fragte der Conte, schob die Plaudernde aus dem Wege, um für die Tochter und sich Raum zu schaffen, und setzte dann im Weitergehen hinzu:

„Du bringst wohl ausländische Gewohnheiten mit, Josa? Geduld gegen die Dienerschaft ist keine Sitte, die im Palazzo Dario zu herrschen pflegt. Wenn wir ihr nicht kurz das Wort abschneiden, küßt und schreit und schwört sie noch um die Mitternachtsstunde dort am Molo.“

Josa lächelte

„Die Freude macht mich geduldig, mein Vater; o, es ist schöner als Musik, die Sprache seiner Heimat zu hören!“

Ein warmer, aufleuchtender Blick streifte sie aus den dunkeln Männeraugen.

„Die Zeiten sind so anders geworden. Gewöhnlich finden unsere Söhne und Töchter es überall draußen schöner als bei uns. So war es früher nicht! Man ging hinüber nach Padua, um zu studieren, sah sich auch Rom an und vielleicht Neapel, und obwohl man sie die Königin der Städte nennt, fand man es daheim schöner, auf dem eigenen Grund und Boden. Und wo man auch war, man vergaß nicht, daß der Name, den man trug, älter ist, als die Mauern des alten Palatium. Ich fürchte —“, er vollendete den begonnenen Satz nicht, sondern streckte den Arm gegen Norden und sagte: „Da haben bisher immer Barbaren gewohnt für uns; nun geht das junge Geschlecht hin und holt von dort seine Bildung. Es kann aber Niemand gegen Strömungen ankämpfen!“

Josa blickte vor sich nieder, eine finstere Falte hatte sich zwischen ihren schwarzen kühngeschwungenen Brauen gebildet.

Aber sie erwiderte kein Wort.

Dann schritten sie einem hohen, altersgeschwärzten Gebäude zu: dem Palazzo Dario.

Er lag nicht, wie jene der andern Adelsgeschlechter — alle Grundbesitzer der Küstenstrichländer nennen sich seit Jahrhunderten Adelige, Conti,

(Grafen), obwohl Niemand ihren Adelsbrief gesehen — in einer der engen, schmutzigen, übelriechenden Gassen (Calle, nach venetianischem Sprachgebrauch betitelt), sondern hatte seine Front dem Hafen zugewandt. Er war im Spitzbogenstil des 14. Jahrhunderts erbaut. Die Familie Dario, welche früher auch einen Palast in Venedig besaß, hatte den Baumeister und die Maler, welche sein Inneres mit Fresken ausschmückten, von Venedig herüberholen lassen.

Damals war die Glanzzeit der Familie, die einst mit den Römern zur Zeit ihrer frühesten Invasion ins Küstenland gekommen sein wollte — also rühmte man sich römischer Abkunft. Unter Richard Löwenherz' Fahnen hatten sich Darios ausgezeichnet in den Kreuzzügen, wie alte Chroniken, von den Hausgeistlichen verfaßt, ausführlich und lobrednerisch berichteten. Als die venetianische Herrschaft begann, wurden die Darios mit verschiedenen Dogengeschlechtern durch Heirathen verbunden; als dem Löwen von San-Marco dann die stolzen Flügel gebrochen waren und Napoleon I. das Adlerbanner hier aufpflanzte, zog man sich grollend in sich selber, in seine Palastmauern zurück, und so blieb's unter den andern Herrschern auch. Der äußere Glanz der Familie er-

losch; man saß fest auf seinem Besitz und übte seine Macht aus gegen die Untergebenen.

Es war das ein herkömmlich Recht, und so gut wie Macht über Leben und Tod; denn wenn es einmal vorkam, daß ein „Herr" im Zorn einen „Bauer" tödtete, so ertrug man das. Eine Kirchenbuße, ein Geldopfer, eine Beichte bei dem Hauskaplan sühnte und entsühnte. Und wie die Geschichte der Dario, so war fast eine jede der andern „adeligen Familien des Landes".

Der Palast Dario hatte einen kleinen cypressenbepflanzten Vorgarten, in dem einige Funde aus Salona, Torsi von Götterbildern, aufgestellt waren. Diesen durchschritt man, um zum zierlichen Portal zu gelangen.

Die heimkehrende Tochter des stolzen Hauses warf einen grüßenden Blick über die bekannten Gestalten, den flügellosen Cupido, die einarmige Venus, den lachenden Faun mit seiner zerbrochenen Flöte und den verstümmelten Bocksfüßen: so war es gewesen, so, genau so war das Bild ihrer Sehnsuchtsträume, so mußte sie es auch wiederfinden.

Neben den rothen Marmorsäulen des Vestibuls raschelte es; eine weibliche Gestalt duckte sich dahinter, sie kannte auch die Mare; (Maria) ihre Milchschwester,

der alten Barbara Tochter, war mit ihr ein Kind gewesen, als Josa das Haus verließ. Sie nickte, sie wollte sprechen, da fesselte ein anderes Geräusch ihr Ohr; ihre Blicke suchten und fanden einen Springbrunnen, welcher der offenen Hofthür gegenüber seine Strahlen emporwarf; der Palazzo Dario bildete ein Viereck mit berühmtem, galerieumschlossenem Hof und einer überaus kunstvollen Wendeltreppe.

Der Springbrunnen war früher nicht dagewesen. Dieser niedere Wasserstrahl mit darauf tanzender goldener Kugel war eine ungeahnte Neuerung, und nun erst erinnerte sich Josa einer Thatsache, deren sie beim Wiedersehen der Heimatstadt und des Elternhauses völlig vergessen: der Palazzo Dario hatte in der Zeit ihrer Abwesenheit eine neue Herrin erhalten.

Der glitzernde, plätschernde Wasserstrahl, welcher in der sonst so feierlichen Stille des vornehmen alten Gebäudes sich heiter hörbar machte, rief ihr wie spottend zu: „Ich bin da, sie ist da, die neue Frau Deines Vaters.“

Sie stand unwillkürlich still; Mare's schwarzer Kopf hinter der Porphyrsäule wurde nicht weiter beachtet; Conte Stipe aber schritt rasch dem Hofraum zu und rief mit ungeahnt weicher Stimme etwas

hinüber. Nun sah Josa, wie sich drüben im Oleandergebüsch etwas bewegte: eine Hängematte war's, die jetzt, ihrer Bürde entledigt, zurückschnellte; dann that sie selber mechanisch einige Schritte vorwärts und sah unter dem innern Eingang zur Halle eine kleine zierliche Gestalt erscheinen. Lang aufgelöste blonde Haare umrieselten sie, nein, schlossen die schmalen Schultern ein wie ein Mantel; ein Paar Kinderhände streckten sich ihr entgegen und eine Stimme, schmeichelnd und hell, sagte in deutscher Sprache:

„O, welch eine schöne, große Tochter ich habe."

Josa hatte ihre kalten Finger dargereicht, und bleich bis zu den Lippen stammelte sie:

„Und ich, ich wußte nicht, daß Sie so jung sind!"

Ein helles Lachen:

„Nun, den Fehler, wenn er einer ist, verwischen wir mit jedem Tage."

Der Conte betrachtete die schlanke imponirende Gestalt der Tochter und die eidechsenhaft geschmeidige seiner zweiten Gemahlin — seit sechs Monaten war das blonde Geschöpf Contessa Dario — mit gespannter Miene.

„Was sagt sie?" fragte er dann seine Gattin; denn er selber hatte es von jeher verachtet, die deutsche Sprache zu erlernen.

„Sie hat zum Mindesten eine recht, recht böse Stiefmutter mit dem mal occhio erwartet," berichtete die Gefragte.

„Und findet einen Engel!" fiel der Conte emphatisch ein; „ja, Josa, die Contessa Helena ist wirklich un angelo!"

Die Blondine hob drohend den Finger empor.

„Lele, Don Stipe, wenn ich bitten darf," sagte sie und sah ihn mit den unschuldigen blauen Kinderaugen an. Dann nickte sie Josa zu.

„Lele und Stipe klingt doch tausendmal schöner und kosender als das feierliche Elena und Steffano, oder unser schwerfällig deutsches Helena und Stephan. Sie sehen, Josa mia, ich bin schon ganz dalmatinisch angehaucht."

„Kosend, ja," klang es in Josa's Innerm nach; „durch ihr kosendes Wesen hat sie sich in Vaters Herz und in dieses Haus gedrängt, in welchem noch nie eine Fremde geherrscht."

Die blauen Augen glitten noch immer forschend über die Mädchengestalt hin.

„Sie ist so vollendet, Stipe, so antik geformt wie eine der Römerinnen, welche vor mehr als tausend Jahren in Euern alten Heidentempeln gebetet haben zur schönen Frau Venus und zum galanten Herrn

Jupiter. Aber nun, ma bella — nicht wahr, wir sagen gleich auf gut deutsch Du — nun erlaubst Du mir, Dich in Dein Zimmer zu führen?"

„Ich danke — ich werde sehen, ob ich den Weg noch allein finde," erwiderte Josa und wollte sich nach der breiten Marmortreppe wenden, an welcher zwei Rittergestalten Wache hielten mit erhobenen Schwertern.

„Schwerlich," rief die Contessa, „denn ich habe mir erlaubt, einige Aenderungen vorzunehmen, um es meinem heimkehrenden Töchterchen so angenehm als möglich zu machen. Deine ehemaligen Räume waren ja wahre Aufenthaltsorte für Gespenster. Meine kleine Josa — denn unmöglich konnte ich Dich so imponirend erwarten — findet jetzt freundliche Salons nach dem Meere zu, nicht in den klösterlichen Hof. Nun, der hat zwar jetzt auch schon eine andere Gestalt erhalten, nicht mehr mittelalterlicher Zwinghof."

Sie schob ihre Hand unter den Arm Josa's und zog sie mit sich.

Der Conte sah den Beiden nach; er war ganz unter dem Zauber der blondhaarigen Frau.

„Josa gleicht ihrer Mutter," murmelte er, „und die hat mich eigentlich während ihres ganzen Lebens

nicht so glücklich gemacht als Contessa Lele in einer Stunde. Sie hat niemals Launen, sie kann immer lachen, und das braucht man, wenn man nicht vorzeitig alt werden will."

* * *

Was Contessa Helena noch alles geplaudert, als sie hinaufgestiegen waren, wußte Josa nicht mehr; es waren für sie nur Laute gewesen, welche an ihr Ohr geklungen. Dann hatte sich eine Thür geöffnet, ihre Begleiterin sie hineingeschoben — nun war sie endlich allein.

Mechanisch hatte sie zu den Fragen, ob das nicht tausendmal hübscher, mädchenhafter sei als jene alten finstern Räume, genickt; nun stand sie und sah auf die mit buntfarbiger Cretonne überzogenen Wände, die hellen Spiegel, die modernen venetianischen Glasvasen, das Ruhebett, die niedern Sessel und Taburets. Es war das Boudoir einer Rococodame, das man ihr hier geschaffen. Ebenso kokette, ebenso heitere Räume hatte sie draußen in der Fremde bewohnt; hier aber, im Elternhause, wo bisher jedes Zimmer und jedes Möbel seine Geschichte gehabt, hier schauderte sie förmlich davor zurück. Die Thür zum Nebengemach stand offen, Weiß und Rosa leuchtete ihr ent-

gegen — sie zog mit etwas spöttischem Ausdruck die Oberlippe empor. Für ein solch blondes, blauäugiges Wesen waren das Farbentöne; für eine echte Dario mit ihrem Bronzeteint bedurfte es kräftigerer Tinten. Josa war nicht umsonst draußen in der großen Welt gewesen, wo ihre Tante, die Baronin Isbary, die Frau eines Diplomaten, erfahren in allen Fragen des Anstandes und der Toilette, sie in ihrer Schule gehabt. Was wirklich vornehm war von innen heraus, nicht äußeres Blendwerk und Vornehmthun, hatte Josa dort erfahren. Und wenn sie ein wenig wild und sehr unwissend aus der Heimat gekommen war, nur wohl bewandert in der Geschichte ihres Hauses, so hatte sie draußen erst, den vielen Parvenus gegenüber, stolz sein gelernt auf ihren alten Namen.

Nicht einmal ihre Handschuh streifte sie ab, als fürchte sie die Berührung mit den neuen, glanzvollen Dingen; sie ging nach der Schwelle zurück und schien eben die Lippen zu einem Ruf nach einem dienstbaren Geist öffnen zu wollen, als die alte Bare vor ihr auftauchte.

„Seele, Blume, Augenlicht — nein, Herrin, Gospodina jetzt —“, wollte sie verbessern, aber Josa wehrte ihr und sagte sanft:

„Laß es beim Alten, Bare — Du gehörst mit in meine Kindheit, und ich ehre alles, was sich an ihre süßen Erinnerungen knüpft.“

Die Alte verstand wohl nicht recht den Sinn dieser Worte, aber sie murmelte einen Segenswunsch als Antwort.

„Hast Du noch die Schlüssel, Bare?“

„Noch, ja! Der heilige Duje aber weiß nur, wie lange ich sie noch haben werde; denn, Contessina, es ändert sich alles hier im Palazzo!“

„Schließ' meine Zimmer auf!“ — ihre Hand deutete über den Corridor.

Aus irgend einem verborgenen Schlupfwinkel unter ihrem weißen, vorn offenen Wollgewande hervor zog Bare einige rostige Schlüssel.

„Dieser wird's sein, Contessina; er hat sich lange nicht im Schloß gedreht, seit unsere Josa in die weite Welt ging. Und als die neue Gospoja kam und den Palazzo von oben bis unten sehen wollte, da fand ich ihn nicht gleich; sie sah etwas wie Böswilligkeit darin und sagte es Conte Stipe, und der ließ ein Wetter los, daß mir meine arme Seele wie schiffbrüchig vorkam und ich nahe daran war, den heilgen Nicolo anzurufen. Santa-Madonna — und wenn ich gedacht hätte, die Neue, Fremde

braucht nicht sofort die Schritte zu verwischen, welche der Abgott meines Herzens dort gelassen, wär's ein Verbrechen?"

Der Schlüssel kreischte, die Thür flog mit einem dumpfen Laut auf und Josa trat ein.

Freilich, Glanz und Helle, die drüben geherrscht, fehlten diesem Raum; aber was durch die jetzt dumpfe Luft, die ihn erfüllte, wehte, war die Vergangenheit des Hauses Dario.

Während die alte Barbara die Fenster aufstieß, grüßten Josa's Blicke die vertrauten Gegenstände. Die riesigen, kunstvollen Gobelins an den Wänden, welche Scenen aus den Kreuzzügen darstellten. Dort der Ritter in strahlender Rüstung auf schwarzem Roß hielt eine Flagge empor, auf der das Wappen dieses Hauses stand — Graf Carle nannte ihn die Chronik. Er war vor Jerusalem gefallen. Drüben das Gemälde trug Tizian's Zeichen; es war ein Votivbild, eine Dario; eine stolzbraune, schöne Frau kniete verzückten Blickes und hielt ihren Erstgeborenen der heiligen Jungfrau entgegen; sie hatte zehn Jahre auf Kindersegen vergebens geharrt.

Josa lächelte; in dem Boudoir hatte sie moderne Bilder gesehen: Sommerfrischen, Kinderscenen in Stichen — was waren ihr die!

Jene Stühle mit dem Dogenzeichen waren bei einer Ausstattung mit von Venedig herüberkommen — da, der Bischof von Istrien in Lebensgröße hieß Stipe Dario. Sie trat ins Schlafgemach. Glasfenster mit alter, bunter Malerei, biblischen Scenen. ließen das Abendlicht herein; das große, geschnitzte Bett sah wie ein Haus für sich aus; sie hätte es doch nicht mit jenen blendenden Kissen dort drüben vertauscht. Wie sie aber den kleinen Hausaltar sah, über dem ein lieblich Madonnenbild Bellini's hing, vor welchem die Mutter sie einst hatte die Hände zuerst falten gelehrt, da ging ein Zittern durch ihre Glieder und sie sank in die Kniee und legte den schwarzen Kopf auf das altergebräunte Pult.

Als sie sich wieder erhob, stand neben Bare ein schlankes, braunes Mädchen.

„Mare!" sagte sie sanft und beugte das Haupt; aber ehe ihre Lippen die Stirn der Milchschwester berührt, zog sie sich zurück und ließ ihr nur die Hand zum Kusse, der Landessitte eingedenk. Ja, jetzt war der alte Geist wieder über sie gekommen.

Sie wies auf den Staub, der überall auf den Möbeln lag, und befahl ihn zu tilgen; früher hätte sie das so kritischen Blickes wol nicht beachtet, aber ihr Auge hatte sich in der Fremde geschärft für solche

Dinge, und der Ordnungssinn, der oft im Süden zu fehlen scheint, war geweckt worden.

„Komm, Bare,“ sagte sie dann.

Das Dämmerlicht erfüllte die breiten, mit Marmormosaik belegten Corridore, als sie, gefolgt von der Alten, einem Seitenpförtchen des Palastes zuschritt

Bare fragte nicht, wohin der Weg führe; sie hatte früher oft ihre junge Herrin zur Abendmesse in den Dom begleitet.

Die Lichter blinkten vom Hochaltar her bereits mit siegendem Glanze, als die Eingangsthür erreicht war; aber nicht dieser wandte sich Josa zu, sie trat neben die Sphinx, deren Riesenleib, aus ägyptischem Granit angefertigt, vor dem ehemaligen Jupitertempel hingestreckt ist, und neben der Fabelgestalt des classischen Alterthums stehend, sich auf dieselbe stützend, befahl sie:

„Erzähle mir Alles, Bare, was Du über deine neue Gospoja weißt!“

Statt des Dankes auf den Knien in dem Dom für glückliche Heimkehr diese weltliche Frage! Hätte Bare gewagt, ihrem Pflegekind gegenüber enttäuscht auszusehen, so würde ihr faltiges Gesicht darin das Möglichste geleistet haben.

So legte sie die Hände über dem bunten Gürtel zusammen und entgegnete:

„Die Madonna weiß, daß das wenig ist. Als Du nun auch fort warst, da ging Conte Stipe finster herum; die ersten Wochen war es, als ob der Palazzo ausgestorben sei, und wäre nicht zuweilen der alte Conte Emo Trevi herübergekommen und die Beiden hätten sich ans Schachbret gesetzt, man hätte sich fürchten müssen. Selbst die reiche Weinernte und der Mais und die Menge von Feigen machten Conte Stipe nicht heiterer. Die Kinderaugen fehlen ihm, sagten wir untereinander. Als Monate hin waren, ging's besser. Er sah wol oft die Mare an, wie sie groß und schön wurde, und sagte dann: ‚So viel wird die Contessina auch gewachsen sein!' Und wenn ich die Mare nicht gehabt hätte, heiliger Duje! Neun Kinder nahm mir der unbarmherzige Tod, und als ich das zehnte, die Mare, an die Brust drückte und meine Thränen auf das kleine Gesicht fielen, da kam gerade Conte Stipe in meine Hütte. ‚Komm, Mare, die Gospoja ist auch eines Kindes genesen, aber sie liegt schwer krank und Du mußt ihm Nahrung geben.' Und die Heiligen wissen's, daß ich nicht gezaudert habe, nicht so lange, als eine Sternschnuppe herab vom Himmel auf die Erde zu fallen Zeit

braucht; und sie haben's mir belohnt und die kleine Contessina wachsen und gedeihen lassen und meine Mare nicht minder, sodaß sie auch ein schönes Mädchen ist, und der Jakuve (Jakob), wißt Ihr noch, Donna Josa, der kleine Jakuve, der begehrt sie zur Frau."

Mare war weit abgeschweift von dem ihr befohlenen Thema; aber die Herrin, deren dunkle Augen das erste Hervorbrechen der Sterne beobachteten, störte sie nicht.

„So gingen die Jahre hin, zwei, ich meine, nachdem unsere Contessina in der Fremde war. Da gab es einen Wechsel in der Garnison. Der Conte Stipe hatte sich zwar nie um die Oesterreicher gekümmert; aber ein Zufall wollte, daß die Pferde an einem Wagen, welcher die Frau und die Schwägerin des einen neuen Hauptmanns führte, wild wurden zwischen den Weinbergsmauern unsers Conte. Er fiel ihnen in die Zügel, und da haben es die Heiligen ja wol auch so gewollt, daß er dadurch der Lebensretter der jetzigen Frau wurde. Er blieb kalt und stolz wie immer; aber die Andern! Da kam erst der Hauptmann, dann der Oberst vom Regiment; man brachte ihm Musiken, er mußte wieder hingehen, und da muß sie es ihm angethan haben nach und nach. Gegen die Liebe schützt den Mann kein Zapis

und kein Gebet Hast Du den Zapis noch, den ich Dir umhängte, Contessina, als Du gingst?"

Josa machte eine Bewegung mit dem Haupte, welche die Alte jedenfalls für eine Bejahung nahm.

Der Talismann, ein Blatt Papier, auf welches sie den Pfarrer irgendeines Kirchsprengels, der besonders wegen seiner wunderthätigen Zapis berühmt war, allerlei Segenssprüche hatte schreiben lassen, das sie dann in einem Stück Leder verborgen und dem jungen Mädchen auf die Brust gelegt, war von der Frau Baronin von Isbary bei der ersten Kleiderprobe entdeckt und beseitigt worden, und Josa hatte inzwischen gelernt, daß der beste Talisman Herz und Verstand sind.

„Es ging dann," fuhr Vare fort, „hin und her mit dem Einladen, und wir Alle kannten den Conte nicht wieder, so heiter und lebenslustig wurde er. Dann hieß es, der Hauptmann komme nach Zara, natürlich die schöne Schwägerin mit. Ja, was man sagt! Unser Gospodin ließ sie nicht ziehen, sondern führte sie in die Hauskapelle, und da war sie Contessa Dario. Das ist Alles."

„Eigentlich eine recht einfache Geschichte," sprach Josa vor sich hin. Die Alte machte ein Kreuz

Drüben die Domthüren waren geschlossen worden, und man hatte hier draußen die Zeit verplaudert.

* *
*

Als Josa nach ihrer Heimkehr durch das Seitenpförtchen in den Speisesaal trat, war sie zur ersten gemeinsamen Mahlzeit unter dem älterlichen Dache festlich in mattbraune Seide gekleidet, deren Besatz aus gelblichen Borduren bestand. Sie hatte von ihrem Aufenthalt im Norden her die Vorliebe für einfarbige, dunklere Stoffe gewonnen, die immer etwas Vornehmeres verleihen. Contessa Helene — Lele, wie sie selber genannt sein wollte — gaukelte wie ein Schmetterling in einem blaßblauseidenen Gewande mit feinen istrischen Spitzen auf sie zu. Ihr Haar war jetzt in zwei lange Zöpfe gewunden, deren Enden, in den Anfang derselben geschlungen, zwei lange Maschen bildeten, das blonde Netz, in dem sie Conte Stipe gefangen.

Josa's blauschwarzes Haar legte sich zu einem antiken Knoten am Hinterhaupt zusammen.

Helenens kosende Stimme fragte die Eintretende: „Schließen wir einen Contrakt, ja? Josa bella sage nicht ‚Mutter,‘ ich fühle instinctiv, daß es Dir weh

und mir nicht wohl thun würde und dem Conte nicht angenehm sein möchte; es mahnt ihn stets wie — nun, ich will nicht sagen, wie ein Vorwurf, aber der Vergleich wird zu leicht herausgefordert zwischen Dir und mir, das ist's."

Ein Blick in den großen venetianischen Spiegel über dem Kamin überzeugte sie dabei, daß sie allerdings bei demselben nur gewinnen könne; denn trotz ihrer vierundzwanzig Jahre sah sie neben Josa's reifer südlicher Schönheit jünger aus. Das war aber zugleich das Peinliche für den Grafen, indem man zu fragen geneigt war, ob seine Gattin weniger Jahre zähle als seine Tochter.

„Sagen wir Josa und Lele — das ist einfach und wird uns Beiden leichter."

Das schöne Mädchen neigte zustimmend das Haupt.

„Wie Sie — wie Du," verbesserte sie, „es wünschest."

„Also d'accord über die Hauptfrage, sie drückte mein Herz, und ich bin froh, daß sie erledigt," plauderte die Gräfin weiter. „Ueberhaupt, wenn ich ehrlich sein soll, lag mir unsere erste Begegnung centnerschwer auf der Seele. Ich wußte so wenig von Dir. Du warst ein Kind, als Dich die Baronin holte, sagte mir Stipe. Und daß Du nie ein Bild gesandt —"

„Ich hasse die Unvollkommenheit der Photographie,“ erwiderte Josa; „sie zeigt die Häßlichen günstig, feine, nervöse Züge verzerrt; sie legt den Zwang des Stillsitzens auf, den ich freiwillig stundenlang, müssend nicht eine Secunde erdulden kann.“

„Ah,“ lachte Helene, „so war es Eitelkeit, und Du fürchtetest, nicht schön genug porträtirt zu werden —“

Josa sah sie ernst, überlegen an.

„Ich bin nicht eitel, am wenigsten auf äußere persönliche Gaben.“

„Aber — auf den alten Namen. Ich wußte es, als ich Dich sah.“

„Ja, ich bin stolz, eine Dario zu sein.“

„Und ist die Geburt nicht auch ein Zufall?“

Josa hob die schwarzen Augen.

„Ja — aber das Blut, das Blut verleugnet sich nicht.“

Die junge Frau grub die weißen Zähne in die vollen rothen Lippen.

„Wie traurig, all den Blutquellen nicht nachforschen zu können; denke Dich einmal in meine Lage! Ich weiß nichts von den Ahnen väterlicherseits, als daß der Vater meines Vaters, eines Doktors, aus dem Elsaß kam, ein wohlhabender Mann. Was

seine Ahnen waren, besagt wol der Name — Gärtner. Der Großvater verlor sein Vermögen, der Vater starb jung und ließ meine Mutter mit vier Kindern unversorgt. Sie trug den klassischen Namen Müller, der sich ja auch auf Handwerksmäßiges ohne Widerstreben zurückführen läßt. Meine älteste Schwester heirathete gut, doch ist ein Major mit großer Familie noch immer keine bonne fortune. Daß ich das Recht habe, mich Dario zu nennen und eine Grafenkrone in meine Taschentücher sticken zu lassen, ist mir oft wie ein Traum."

Josa gewahrte das leise Zucken ihrer Lippen; das Bekenntniß ihrer Herkunft, daß sie so scherzend eingekleidet, hatte doch einen Stachel für sie. Sie hatte in dem Augenblick Mitleid mit der „Fremden" in ihrer Familie, und darum sagte sie:

„Es ist eine menschlich schöne Aufgabe, den Lebensabend eines edlen Mannes zu erheitern."

Aber Helene Dario wollte kein Mitleid von der Tochter des Hauses, welche mit all den „berechtigten" Eigenschaften da vor ihr stand; sie wandte sich ab, drückte auf eine Glocke und befahl, man solle den Grafen benachrichtigen, daß sie im Speisesaal sei.

Josa sah das staunend — das war auch eine Neuerung. Man hatte früher geduldig das Erscheinen

des Hausherrn zu erwarten gepflegt; Conte Stipe hielt unantastbar auf all die Rechte, welche ihm Stand und Würde gewährten. Im Süden ist ja überdies das Weib nur Weib, selbst bei den höhern Ständen, und so sehr sie nach außen glänzen mag mit Seidenroben und Juwelen, im Hause selber ist sie doch kaum mehr als eine erste Sklavin. Orientalische Ansichten liegen hier in der Luft, die Nähe der Levante blieb nicht ohne Einfluß. Und bei den niedern Einwohnern des Landes zeigt sich derartige Anschauung noch mehr; die morlakische Frau sitzt nie mit dem Mann zu Tisch, sondern bedient ihn beim Speisen, wie die Schwestern die Brüder.

Josa richtete ihre Blicke auf den bald darauf eintretenden Vater — nein, die Falte zwischen den Brauen, welche sie und der Bruder auch die Mutter, so gefürchtet, war nicht sichtbar; er grüßte heiter — noch ein Druck von Helenens kleinen Fingern auf die Glocke, und der erste Gang des Cena, der Abendmahlzeit, erschien.

Daß die junge Frau, obwol selber nicht aus der großen Welt, doch ihre Sitten und Gesetze kenne, bewiesen Josa unzählige Kleinigkeiten, welche früher hier im Elternhause in das Gebiet der Sage oder des Unerreichbaren gehört. Vor allen Dingen hatte

sie eine echt deutsche Sauberkeit eingeführt, die ungemein wohlthätig war.

Die Sitte weiblicher Bedienung schien aber beibehalten; Bare und Mare hantierten am Büffet.

Josa sah mit etwas erstaunten Mienen, daß nur drei Couverts auf der Tafel standen; endlich fragte sie:

„Und Don Ive? Du sagtest mir nicht —“, sie vermied Helene gegenüber unwillkürlich die Bezeichnung Vater, „daß er krank — wol gar . . .“, sie stockte nun; denn die Erinnerung an den alten wohlbeleibten Hauskaplan gehörte eng mit in ihr Jugendleben.

„Don Ive“, entgegnete der Conte, „erfreut sich noch einer ebenso guten Gesundheit und seines berühmten Appetits wie früher.“

Die junge Frau hob die Blicke nach den Putten in den Frescobildern an der Decke. Dieselben hatten die Attribute aller erdenklich guten Mahlzeiten zwischen den dicken Händchen und schleppten bergehoch Geflügel, Fische und Früchte heran.

„Warum ist er denn nicht da? Ich hätte schon lange nach ihm fragen sollen“, sagte Josa, noch immer arglos.

Die blauen Augen sahen nun halb scherzend, halb bittend auf den Grafen.

„Muß ich gestehen?“ Und dann kam es ruhig nach: „Wir fanden Beide, der Conte und ich, daß es wenig anregend für unsern eigenen Appetit sei, den guten Don Ive mit fettglänzenden Fingern die Maccaroni speisen zu sehen; er hatte eine kindlich unbefangene Art, auf Anderer Gegenwart keine Rücksicht zu nehmen“

Ja, Josa erinnerte sich der wenig guten Manieren, welche der Kaplan an der Tafel bewiesen und die oft der Kinder Lachlust erregt. Aber ihre Mutter, die sehr feinfühlig war, ertrug das um seines Amtes willen, das doch ein geheiligtes und der Familie gewidmetes war, und es war eine für Josa selbstverständliche Sache, daß das immer so weiter ertragen werden müsse. Wie wunderlich sich nun der Zusatz des Conte vernehmen ließ:

„Und so kamen wir auf den Einfall, dem guten Don Ive ein Haus für sich in der Stadt zu geben, wo er eigentlich behaglicher lebt als hier.“

„Und wo er in Hemdärmeln beim Pranzo und der Cena erscheinen kann, was ihm jedenfalls unendlich viel Vergnügen gewähren muß,“ fiel Frau Helene ein, und die Sache war äußerlich abgethan.

innerlich nicht für Josa, denn sie kam nicht aus der Verwunderung heraus, was Alles diesen kleinen feinen Händen da vor ihr im Zeitraum von sechs Monaten möglich gewesen war.

Und dann tauchte vor ihren Blicken das Bild der Mutter auf, der schlanken Frau, welcher sie gleichen sollte; nur, das wußte sie, hatte sie nicht solche Duldermiene. Kein Wort des Widerspruchs war je über die Lippen der Contessa Ivanizza gekommen. „Conte Stipe hat befohlen“, das war die Losung für sie wie für Alle.

Jetzt war Conte Stipe der Kavalier der kleinen beweglichen Gestalt, und für ihn hieß es fortan: „Contessa Lele wünscht.“

Vom Bilde der Mutter zu dem des Bruders war nicht weit — mit einem Gefühl der Beklemmung dachte sie plötzlich daran, wie er wol die Veränderung im Hause aufnehmen werde, und diesem Gedanken folgend, fragte sie laut:

„Wann kommt Carle?“

„Wir erwarten ihn täglich — er selber scheint nicht zu eilen.“

„Und meine Angst wächst indessen,“ sagte Helene, und wieder folgte ein Augenaufschlag nach den Putten hin — „der große Sohn!“

Hätte Conte Stipe, der eine scherzende Aeußerung machte, lesen können, was sie im Herzen dachte:

„Bah, mit einem Manne wird man leichter fertig als mit solch hartnäckigen Gegnern, wie jenes Mädchen es ist.“

Contessa Helene zertheilte eine Orange mit größter Zierlichkeit.

„Und wann,“ fragte sie dabei, „kommt Josa's zukünftiger Gatte?“

„Es ist bisjetzt nur ein Vorschlag,“ fiel der Graf ein. In Josa's Wangen stieg dunkle Röthe.

„Ich danke Dir, mein Vater,“ sagte sie hastig, „daß Du so nennst, was bisjetzt kaum mehr als ein Plan der Tante war.“

„Du vergißt, daß Du geliebt wirst —,“ rief Helene. Josa wollte das nicht gehört haben.

„Ehe ich, mein Vater, den Namen Dario aufgebe, muß ich — wirst Du gerecht erwägen und prüfen.“

Dann stand sie auf, faßte nach der Hand des Grafen, küßte sie wie in den Zeiten der Kindheit, warf der jungen Frau eine Entschuldigung hinüber und eine Gute Nacht und verließ den Saal.

Ihr bestimmtes Wesen imponirte dem Grafen augenscheinlich so, daß er ihr die Thür öffnete, ja sie sogar die Stufen hinaufführte.

Helene Dario war blaß geworden, während sie vor sich hin murmelte: „Das galt mir, er verstand es nicht; aber ich habe es gefühlt. Nun, Mademoiselle, wenn Sie denn durchaus den Krieg wollen, ich bin bereit — und auch nicht wehrlos. Und wir werden ja sehen, wessen Taktik die richtigere ist." Dann, sich besinnend, rief sie der alten Bare, welche in dem Augenblicke in den Saal trat, den Befehl zu, daß die Herrin der jungen Contessa für das Auskleiden ihre wiener Kammerjungfer zur Verfügung stelle.

„Natürlich lehnt sie ab, wie sie die Zimmer, welche ich eingerichtet habe, abgelehnt. Unsere Waffen sind ungleich, Fräulein Josa, aber welche schärfer verwunden, wird sich zeigen."

Sie ging, Confect und Orangen verschmähend, rasch auf und nieder; ihre Augen sprühten und die feinen Finger ballten sich.

„Das Blut, auf welches sie stolz ist! Der schneidende Ton von vorhin! O, freilich, sie weiß nicht, wie es thut, auf das Wasser geworfen zu werden mit dem Ausruf: Nun schwimme! Und soll ich ein lockendes Ufer erreicht haben, um mich nicht unumschränkt in seinem Besitz zu fühlen? Nicht doch — ich habe gekämpft, nun will ich auch genießen."

Sie war am Fenster stehen geblieben und blickte auf das Meer. Ja, gekämpft hatte sie gegen eine Liebe, die thöricht für sie war, weil sie aussichtslos schien. Und darum mußte sie heitern Angesichts am Ufer stehen, als das Schiff abfuhr, welches den jungen Seeoffizier in fremde Gewässer, unbekannten Gefahren entgegentrug. Dann war es ein anderer Kampf, als sie alle Mittel der Koketterie aufbieten mußte, um den Conte zu fesseln. Wenn sie heute einen Fuß breit Terrain gewonnen, konnte es ihr in der Nacht nicht wieder entrissen sein? Konnte nicht der Sohn, die Tochter heimkehren und der Palazzo Dario dem Grafen plötzlich nicht mehr öde erscheinen? Es war ein stetes Zittern gewesen, bis zu dem Abschiedsfest, welches die Marineoffiziere dem scheidenden Schwager auf zauberisch geschmücktem und erleuchtetem Schiff gegeben. Da hatte sie unter den blühenden Bäumen dem Conte die Hand gereicht und gesagt: „Nun leben auch Sie wohl — werden Sie einmal an mich denken?"

„Nein, ich will Sie nicht lassen!" hatte er da mit der wild aufbrausenden Leidenschaft eines Jünglings gerufen – und sie hatte gesiegt. Und im Traum der Nacht hatte sie das Leidensantlitz ihrer Mutter zum ersten Mal ohne Thränen gesehen

und ihre jüngern Geschwister hatten in der Ferne gejauchzt.

„Es giebt ein deutsches Märchen," sprach sie vor sich hin, „in dem muß eine schöne Prinzessin dem wilden Bären den Kopf krauen — oft denk' ich daran, wenn ich Alles aufbiete, Conte Stipe das Leben angenehm zu machen. Es ist auch eine Arbeit, denn ich fürchte immer, er legt einmal die Sanftmuth ab und sein wildes Bärengebrüll macht diesen alten Palazzo erbeben."

Eben trat der Graf ein, sie wandte sich und zeigte ihm ihr kindlich lächelndes Gesicht.

* * *

Josa Dario stand auf dem Balkon, der die Aussicht nach dem Meere hatte, über welchem der goldene Glanz der Morgensonne lag; aber sie bewunderte jetzt nicht das ewig neue schöne Element, die herrliche Küstenlandschaft und das buntbewegte Hafenleben. Wie stolzes Seegevögel lagen Schiffe und Schiffchen auf dem glatten Spiegel und in den Takelwerken kletterten Matrosen auf und nieder, und am Ufer rief und schrie die Menge der hin- und herwandernden Arbeiter mit ihren Riesenlasten durcheinander.

Josa hatte die braune Stirn mit der Hand beschattet und blickte hinunter nach dem Portal, das mit seinen schönen Säulen ein wenig hervorragte. Dort bot sich ihr ein anderes Schauspiel. Die Contessa Dario — ja, das Recht sich so zu nennen war ja ein unbestreitbares — war im Begriff, eben ihr Pferd zu besteigen, um einen Spazierritt in der Morgenfrische zu machen.

Biegsam und beweglich war die kleine Gestalt auch in dem dunkelblauen Reitkleide, und das goldige Haar hing, in einem Netz gefangen, schwer unter dem Männerhut hervor.

Conte Stipe selber hielt den Bügel und reichte die Hand dar, daß sie die Spitze ihres Kinderfußes in denselben setze. Ein Gruß mit ihrer Gerte, ein leises, fröhliches Lachen, und nun sprengte sie dahin, gefolgt von Jakuve in seiner bunten Landestracht.

Josa konnte die Züge ihres Vaters nicht sehen, aber daß eine stolze Befriedigung, ein glücklich Lächeln über den Besitz dieses jungen, schönen Weibes darin lag, warum hätte sie das bezweifeln sollen? Conte Stipe Dario war seltsam verändert, seit sie das Vaterhaus verlassen — sie sagte sich das mit einem Gefühl wehmüthiger Verwunderung. Bei keinem Andern hätte sie das getadelt; aber bei

ihm, der ihrem Kindersinn stets die Worte einzuprägen bemüht gewesen, daß alter Name und alter Besitz conservativ machen müßten, daß man selbst an Gebräuchen nicht rütteln müsse, die einem selber längst lächerlich erschienen, um nur in den Augen des Volkes nichts von seinem Nimbus zu verlieren — sie fand sich plötzlich nicht mehr in ihm zurecht.

Was sie auch draußen in der Welt gesehen und gelernt: sie hatte an die Sitten im Elternhause und der Heimat stets mit einer Art ehrwürdiger Scheu gedacht. So waren sie seit Jahrhunderten gewesen, so war sie in ihnen aufgewachsen; nun mußte sie dieselben auch unangetastet wiederfinden.

Als die kurze Ankündigung von des Conte neuer Vermählung sie mit ihrer Beschützerin in Paris erreichte, wohin man gerade einen Ausflug gemacht, hatte sie dieselbe ziemlich kühl aufgenommen Conte Stipe würde nur eine Wahl getroffen haben, die seinen feststehenden Ansprüchen entsprach, und wenn er über Stand und Mitgift weggesehen, in sein ödes, glanzloses Haus jedenfalls ein Wesen geführt haben, das durch sanftes Dienen ihm das herannahende Alter minder fühlbar machen werde.

„Und wenn es anders ist?' hatte die Baronin,

Stipe's Cousine, gefragt; „im höhern Alter sind die Männer oft unberechenbarer als in der lenksamern Jugend, wenn sie die Leidenschaft zum ersten Mal erfaßt.

Aber Josa hatte beruhigt die Schultern gezuckt.

Jetzt dachte sie daran, wie sie, ein halbes Kind noch, entzückt die Damen der österreichischen Garnison hatte reiten sehen und einst den Vater mit klopfendem Herzen gebeten, ihr dies Vergnügen auch zu gestatten.

„Eine Contessina Dario?" hatte er gefragt. „Möchtest Du Dich von jedem Bauer — noch schlimmer von jedem Soldaten anschauen und beurtheilen lassen? Ueberlaß solche Dinge den Circusreiterinnen droben in Triest."

Es war also einer Dario unwürdig, und darum hatte sie keine Enttäuschung empfunden — und als selbstverständlich Frau von Isbary sie für den Sport interessiren wollte, fand sie kein Gehör bei ihrem schönen Schützling; sie war noch jener Worte eingedenk, obwol sie ihr jetzt, bei freiern Ansichten, doch ein wenig engherzig vorkamen.

Und nun hatte sie eben dort unten das Ungeahnte gesehen — selbst ein Conte Stipe, ein Mann aus Eisen, konnte seine Ansichten ändern! Was

hatte dann noch Bestand auf der Welt — was waren noch alte Gesetze, alte Bräuche?

„Das Schiff da drüben, Gospodin, ist das des Nico, des jungen Miculic; sein Vater hat es ihm geschenkt und er hat es nun zum ersten Mal allein hinaus, beinahe um die ganze Welt, und glücklich wieder heimgeführt Sie haben große Feste drüben auf Brazza – die Leute sagen, der alte Pane Miculic sei nun eigentlich ganz Herr von Brazza, die halbe Insel war ja schon sein – und sie nennen ihn gern den Conte!"

Ein Diener, auch seit Jahrzehnten im Palazzo, berichtete das eben dem Conte.

Dieser hörte es schweigend, sah hinunter nach dem Hafen, hinüber nach den kräftigen Linien der Insel Brazza, und ging wortlos hinein.

Aber auf Josa hatten die Worte auch Eindruck gemacht.

Nico Miculic — wie lange hatte sie nicht sich dieses Namens erinnert, und nun plötzlich tauchte mit demselben die volle Erinnerung an ihre glückliche Kindheit auf

Nico, der Kamerad ihres Bruders Carle, älter als dieser und stets ritterlich gegen sie, wenn sie, der deutschen langweiligen Gouvernante entfliehend, ein-

mal an den Spielen der Knaben theilnahm. Ganz heimlich hatte sie auch bei Nico's erster größerer Seefahrt dem San-Nicolo, dem Schutzpatron der Schiffer, eine Kerze gelobt und sie richtig dann angezündet vor dem Bilde des Heiligen Und ihrem Schmeicheln und Bitten war es oft gelungen, die alte Bare zu dem Wagniß einer Ueberfahrt in Nico's Boot nach Brazza zu bewegen — Nico ruderte so sicher.

In der Villa Miculic, eigentlich einem Schloß modernster Art, nahm man die Contessina Dario stets als hoch willkommenen Gast auf, und obwol dort Alles weit schöner und reicher war als im elterlichen Palazzo, wagte Josa doch nicht diese Ausflüge zu gestehen; denn für Conte Stipe war die reiche Familie Miculic nicht mehr als die eines seiner wohlhabenden Bauern; nicht zum Adel des Landes gehörend zählten sie nicht mit.

Rasch, als sei es gut, den auf sie einstürmenden Gedanken nicht mehr nachzuhängen, trat Josa vom Balkon zurück, durchschritt den Hauptsaal, in welchem früher alle Feste der Familie stattgefunden, und legte vor dem Spiegel ihres Gemachs den schwarzen Spitzenschleier um das Haupt Derselbe sagte draußen Bare ebenso deutlich als Worte, daß Josa jetzt in die Messe wollte und sie zur Begleitung bereit sein müsse.

Daß die Contessina plötzlich alle früher gewohnten Bräuche mit einer fast ängstlichen Sorgfalt pflegte, war Bare natürlich nicht bemerkbar — sie wußte ja nicht, daß es irgendwo auf der Welt ein Land gäbe, wo man anders lebt und denkt als in ihrer Heimat.

Auch heute mied Josa den Dom und schritt der Kirche Johannes des Täufers zu. Mit welchen andern Empfindungen geschah dies als früher! Unter all den Denkmalen der vergangenen klassischen Zeit Spalatos aufgewachsen, hatte sie kaum einen Blick für die Schönheit derselben gehabt; erst draußen, als sie Venedig, Rom und Florenz gesehen und dann die gothischen Bauten des Nordens, war ihr der Sinn für die einstige Schönheit, die Bedeutung des alten Palatiums klar geworden. Und eben jetzt erstand es vor ihrem geistigen Auge aus seinen Trümmern und baute sich auf in all seiner Größe, und sie selber, die mit beschwingtem Fuße über die Quadern hinschritt, auf denen Diocletian gewandert und sein Gefolge, sie fühlte sich eine Tochter der alten, vergangenen Römerwelt — und jetzt kam sie nicht zu dem modernen Sanct-Johannes mit seinen milden Worten; sie betrat den Tempel des Aesculap, den derselbe erbaut, und was sie brachte, war ein krankes Herz.

„O heile es, dies schwere Herz!"

Wer die Contessina Dario in ihrer stillen Versunkenheit betrachtete, der hätte nicht zweifeln können, daß die Welt der Barbaren, in welcher sie gelebt, ihr nichts hatte anhaben können.

Die Kanten des Spitzenschleiers fielen weit über ihre Schläfen hinab und bildeten einen wirkungsvollen Rahmen für das ernste, gesenkte Antlitz, als Josa von ihrem Platze zurück die Kirche durchschritt. Neben dem Weihwasserbecken machte sie mechanisch halt, doch zauderte sie ein wenig, ihre unbekleideten Finger hinabzutauchen, wie sie es früher gethan.

In demselben Moment trat neben dem dunkelrothen Vorhange, der den Eingang maskirte, während man die Thür zurückgeschlagen, um der Luft mehr Zutritt zu lassen ein stattlicher Mann hervor, tauchte seine Fingerspitzen in das kunstvolle Marmorbecken und berührte die ihren; dann begegneten sich zwei dunkle Augenpaare.

„Nico — Don Nico!" verbesserte sich Josa.

„Contessina!"

Vielleicht war der hellere Schein, welcher über Beider Gesichter glitt, der Reflex des Sonnenlichts durch den rothen Vorhang.

Draußen standen sie nebeneinander still.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Heimkehr aus fremd n Meeren, Don Nico!“ sagte Josa

„Und ich Ihnen zu der ins Vaterhaus,“ gab er mit sonorer Stimme zurück.

Und während sie so sprachen, glaubte Eins von dem Andern, daß es sich Auskunft erbeten über das Schicksal des Jugendgespielen — und doch war es nur ein Zufall für Josa, daß sie von Nico gehört und für ihn, daß er sie in die Kirche hatte eintreten sehen, als er über den Platz kam.

„Hat Ihnen die weite Welt gefallen?“ fragte die junge Gräfin.

„Sehr, Contessina; ich sah Schönes und Großartiges – und freue mich doch, jetzt in der Heimat zu sein “

Sie seufzte leicht. Dieser Zug der Sehnsucht nach der Scholle Erde, auf welcher man geboren, ging also durch alle Herzen.

Weil sie nicht beistimmte, fuhr er fort: „Ihnen wird es nach all den herrlichen Städten jenseit der Berge einsam und klein hier erscheinen, Contessina?“

„Nein, das nicht, denn auch ich liebe die Heimat über Alles — und die Erinnerung an die Kindheit.“

„Ja,“ sagte er, „das ist's — die Kindheit. Ich habe auf den fernen Meeren so oft daran gedacht,

wie stolz ich war, als ich Ste und Carle zuerst in der Barke mit dem lateinischen Segel nach Brazza hinüberfahren durfte."

„Wie geht es auf der Villa Miculic?" fragte Josa.

Ein trauriger Zug glitt über Nico's braunes Gesicht, und er strich über den stattlichen Bart.

„Ehe ich auslief, starb die Mutter; die jüngern Brüder studiren in Pola auf der Marineschule. Zane ist Offizier dort — sie bekommen aber alle ihre eigenen Schiffe. Mein Vater sagt, man muß der Neuzeit Concessionen machen Bei meiner Erziehung war diese Ansicht noch nicht völlig in ihm gereift."

„Aber Sie selber hat das Leben, der Kampf mit den Elementen gereift Nico," meinte Josa und sah ihm freundlich in das schöne Gesicht. „Carle schrieb mir selten, auch dem Vater wenig — doch kommt er wohl bald!"

„Er ist jetzt Graf Dario, ein Mann, welcher auf dem Parket heimisch ist; ich bin nur der Rheder Miculic, ein Seebär," entgegnete Nico mit leichter Ironie; „die Kinderjahre sind vorüber."

Der Ton that dem schönen Mädchen weh.

„Denken Sie so klein von ihm — und von mir?" setzte sie leiser hinzu, und dann reichte sie ihm, einer raschen Bewegung folgend, die Hand.

„Auf Wiedersehen, Freund Nico – ich komme wol einmal mit dem Bruder nach Brazza!"

„Mit einem andern Fährmann?" fragte er

„Nein, wir rufen Sie, Nico!"

Sie neigte graziös das Haupt, grüßte nach Landessitte mit den Augen und ging, gefolgt von Bare. Sie wußte, sie hatte gegen den herrschenden Gebrauch gefehlt; mit einem Manne auf der Straße geredet, der nicht ihr Bruder und nicht ihr Verlobter war, ihm sogar die Hand gereicht à l'anglaise.

Ein Verlobter! Mit dem Worte erinnerte sie sich einer andern Gestalt als der kräftigen, wetterharten Nico's, der des schmächtig-schlanken Barons Günther dem sie erlaubt hatte, sie in dem elterlichen Hause darum zu fragen, ob sie Heimat und Familie aufgeben könne um ihm als sein Weib an irgendeinen der nordischen Höfe zu folgen.

„Familie!" sagte sie bitter; sie fühlte sich ihr so entfremdet. Den Vater hatte sie als einen Andern gefunden — sie zitterte, als sie an ein Wiedersehen mit dem Bruder dachte – sollte sie auch dort Aehnliches erleben?

Die Baronin Isbary, welche den jungen Diplomaten begünstigte, hatte dem Vater von seiner Werbung und Josa's geforderter Bedenkzeit geschrieben — Conte

Stipe, völlig in den Banden seiner schönen Gemahlin, nahm die Sache augenscheinlich leicht. Vielleicht, sie wünschte es heiß, war ihr der Bruder, der Conte Carle, der einstige Erbe des Namens und Besitzes, eine Stütze.

* *
*

Frau Helene war, gefolgt von Jakuve, der noch einmal so gerade im Sattel saß, weil er wußte, daß ihm Mare's dunkle Augen nachschauten, solange sie ihn gewahren konnten, am Meeresstrande hingesprengt. Es war der Weg, auf welchem die Offiziere der Garnison und die wenigen „Löwen" der Hafenstadt ihre Morgenritte machten, und mehr als ein bewundernder Blick hatte sie bereits getroffen, und sie hatte mit zierlichem Neigen des Hauptes und der Reitgerte schon manchen Gruß erwidert.

Jetzt wurde es einsamer; auf der einen Seite ragten Weinbergsmauern empor, auf der andern war das Meer, das blaue, blitzende.

Comtesse Helene ließ ihr Thier langsamer gehen — wenn sie allein war und das Meer sah, wurde sie leicht melancholisch. Heute aber war sie erregt; sie dachte an Josa, die Heimgekehrte die ihre Macht bedrohte und über allerhand Maßregeln, welche sie

selber bei Zeiten zu ergreifen hatte Eine dalmatinische Föhre stand da, sie hob die Gerte und hieb in die Zweige, denn es kam sie eine Art Zerstörungslust an. Wie sie den Arm wieder sinken ließ, stieß sie einen leichten Schrei aus — sie vermißte an ihrem Handgelenk einen schlichten goldenen Reif, welchen ihr der Conte Stipe am Verlobungstage gegeben. Es war ein römischer Fund und seit Hunderten von Jahren in der Familie Dario, auf deren Besitz er ausgegraben war. Man nannte ihn die Kaiserspange — Diocletian oder eine der schönen Frauen an seinem Hofe sollte sie der Sage nach getragen haben; sie galt für glückbringend Helene duldete den fein gravirten schweren Reif eigentlich nur widerstrebend neben dem Geklingel schmaler goldener Portebonheurs mit Mäusen, Glöckchen und anderm Tand, die sie der herrschenden Mode folgend, an den feinen Handgelenken trug. Aber Conte Stipe hatte ihn gegeben, vor Verlust gewarnt!

Die schöne Reiterin legte sich im Sattel zurück und rief nach Jakuve, der hinter ihr ebenfalls in ein langsameres Tempo verfallen war.

„Jakuve, reite zurück! Ich verlor mein Armband, unweit der Stadt hatte ich es noch; such', hebe die Augen nicht vom Boden, Du mußt es finden, Jakuve!"

„Ja, Illustrissima!“

„Du mußt, Jakuve — und ich belohne Dich reich!“

Die Dienerschaft war nicht gewöhnt, etwas Angst bei der Herrin durchklingen zu hören.

„Ja, Gospaja; es war wol ein Zapis darin?“

„Ein Zapis!“ wiederholte sie bestätigend, das mußte ihn eifriger machen. Er wandte sich denn auch sofort, hielt aber nach wenigen Schritten und sagte zögernd:

„Die Gospoja ist allein!“

„Bah — eil' Dich, Jakuve.“

Gräfin Helene glitt vom Pferde und schlang die Zügel um einen verwitterten Pfosten, der zwischen einer Weinbergsmauer emporragte. Einige Schritte weiter stand eine Agave mit hohem Schaft, neben der setzte sie sich auf den Boden.

„Ein Zapis! — Ja,“ sagte sie, „und der Verlust wäre in den Augen des Conte ein entsetzlicher. Wenn nur Jakuve —“

Sie gähnte leicht, strich über ihr Gesicht, senkte den Kopf und faltete dann die Hände im Schoos. Der Hufschlag von Jakuve's Pferd verklang schnell, die Wellen sangen ihr einförmiges Lied.

Sie mußte plötzlich denken, wie schön es zur

Stunde wol in einem herbstlich gefärbten Buchenwalde ihrer thüringer Heimat sei, und stieß einen Seufzer dabei aus.

Wie erschreckt schaute sie auf, als sie eine Antwort erhielt, ebenfalls aus einem Seufzer bestehend, den Jemand unweit von ihr ausgestoßen. Die breiten Agavenblätter zurückbiegend, sah sie links eine Männergestalt an der Mauer lehnen und zwei dunkle Augen gerade auf sich geheftet. Das war wie Zauberei, als sei der Fremde plötzlich aus dem Boden aufgetaucht; sie hätte ihn vorhin sonst gewahren müssen, wie sie meinte. Rasch ließ sie die Blätter wieder zurückschnellen und saß dann rathlos da. Es war ihr unheimlich, so allein hier am Meeresstrande, weit und breit kein Wesen, das sie anrufen könnte, wenn ihre Furcht vor den dunkeln Augen zunahm. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie zu ihrem Pferde eilen, und schämte sich zu gleicher Zeit ihrer Feigheit; da stand der Fremde vor ihr, groß, schlank, mit Zügen, welche ihr fast bekannt schienen — ein eleganter Herr in Reisekleidung, der ihr eine Verbeugung machte, als stände er im Salon vor ihr, und dann ein wenig sarkastisch lächelte

„Ich bin kein Wegelagerer, Signorina!"

„Ah!" erwiderte sie wie entschuldigend.

„Wobei soll ich schwören, schöne Fee, bei den Nymphen oder den Göttinnen des Meeres?“

„Ach,“ fiel sie abwehrend ein, und es gelang ihr nun zu lachen, „wer sagte Ihnen —“

„Daß Sie erschraken? Ihr furchtsames Gesicht — leugnen Sie nicht, Sie riefen in jener Minute, in der Sie mich plötzlich erblickten, alle Heiligen zu Hülfe.“

„Wenigstens war mir unheimlich zu Muthe. Man ist etwas feige hier zu Lande — ich spreche von den Damen, und das nimmt sich leichter an, als man denkt.“

„Es war auch leichtsinnig, Ihren Diener so weit zu entfernen.“

Sie zuckte die Achseln. „Jetzt doch nicht, denn Sie werden mich beschützen, bis er wiederkehrt.“

Eine neue, ritterliche Verbeugung.

„Möchte er sich nicht allzu sehr beeilen!“

Sie warf das Haupt zurück und sagte nichts auf diese kühne Bemerkung; ihre kleine Reitgerte klopfte spielend gegen die Agavenblätter.

Der schöne junge Mann hatte über die Wellen geschaut und wandte sich jetzt wieder zu ihr.

„Sie sind eine Fremde, Signorina, lieben Sie dieses Land wohl ein wenig?“

Ihr Lächeln zeigte ihre spitzen, weißen Zähnchen.

„Soll ich Ihnen sagen, daß es mir nichts war als Langeweile? Bäume, Felsen, Sonnenhitze, Feigen, Granaten, Reben, Mais und Kohl — so habe ich's, wie ich glaube am Anfang charakterisirt."

„Und seine Vergangenheit? Und das Meer?"

„Bah, ich bin ein Kind der Neuzeit und ich liebe elegante Gebäude mehr als Trümmer; das Meer freilich – " sie vollendete nicht.

Der schlanke Mann trat einen Schritt näher.

„Ja," sagte er, „ich hätte gar nicht so fragen sollen; Sie sind eine Königin der Salons und unsern Frauen hier nicht vergleichbar."

Helene sah nach der Gegend, in welcher Jakuve verschwunden, nichts zeigte sich von ihm.

„Sind Sie meines Schutzes schon überdrüßig?"

„Nein, aber dieser Rolle vielleicht. Kann ich wissen, wer Ihrer wahrscheinlich schon harrt?"

Sie hatte im Ton mehr Koketterie als im Blick.

„Wäre es eine Welt, sie könnte mich in diesem Augenblick nicht reizen."

„Ich habe einen unangenehmen Verlust erlitten," erzählte sie.

Er nickte. „Senden Sie mich fort um zu suchen?"

„Nein, Sie schützen mich ja — vor —"

„Neuen Eindringlingen in dies Agavenparadies -energisch, Signorina,“ rief er.

„O, der verbrauchte Vergleich!“

Ihr Spott machte ihn kühner.

„Wenn Sie keine Eva sein wollen, so leugnen Sie doch nicht die Verwandtschaft mit der schönsten Frau der Griechenwelt, Helena!“

Ihre unruhigen Finger drehten die Gerte hin und her.

„. . . Wenn ich jetzt nicht zürne, so ist's weil ich zufällig Helene heiße und Sie dadurch ein wenig entsühnt werden.“

„Helene, Lele, in der Sprache dieses Küstenstriches,“ rief er, hob ein Steinchen empor und ritzte das Wort „Helene“ in ein Blatt der Agave.

Sie sah es und wandte die Augen fort.

Welch eine dominirende Macht hatte dieser Fremde, wie eigenartig war ihre Situation hier – ein Morgentraum am Meeresstrande. Sie mußte sich erinnern, daß sie Gräfin Dario hieß; nach der Schleppe ihres Reitkleides fassend, sprang sie empor; aber was war ihre kleine zerbrechliche Gestalt neben der seinen, sie konnte ihm auch so nicht imponiren.

Er sah, daß sie ein wenig zornig war und innerlich doch geschmeichelt; denn er war ein guter Frauen-

kenner, und überdies machte ihn ihre Lage hier kühner, als er sonst wohl gewesen. Er kannte die Bräuche des Südens zu gut. um nicht zu wissen, daß es eigentlich schon emancipirt war, nur in Begleitung eines Dieners zu reiten; eine Dame der vornehmen Welt, was man in der Hafenstadt so nannte, war sie wohl nicht.

„Helene!“ wiederholte er.

Sie blickte ihn keck an.

„Wenn Sie diese Dame der Vergangenheit so sehr bewundern, so lassen Sie mich gestehen, daß mir der Paris trotz seiner Schöne nie gefallen hat.“

„Schade, sonst hätte ich meinen Namen, und zwar den wirklichen, hier beigefügt!“

„Mein Herr!“ sagte sie zornig. Und nun wünschte sie heiß, Jakuve kehre zurück, gleichviel, ob glücklicher Finder oder nicht.

Er mußte diese Gedanken in ihrem etwas gerötheten Antlitz lesen.

„Warum zürnen Sie?“ fragte er mit weicher Stimme. „Ist es denn ein Verbrechen, Sie schön zu finden, eine Sünde sich Ihrer Schönheit zu freuen? Sind die Blumen nicht da, daß man sie bewundert? Ich ging sinnend hier am Strande und dachte an die Sagen der Kindheit, man hatte mir von Meer-

frauen und Nixen erzählt — da fand ich Sie. Und wir begegnen uns wohl nie wieder?“

„Gewiß nicht!“ sagte sie kurz, und doch dachte sie dabei, daß das eigentlich schade sei.

Gewöhnt an Huldigungen nach der gesellschaftlich freiern und innerlich strengern heimischen Sitte, war es ihr, seit sie Gräfin Dario genannt wurde, eine Entbehrung, daß man ihr nicht von anderer Seite zu zeigen wagte, wie sie gefalle. Auch in den Offizierskreisen war sie gefeiert worden; Conte Stipe war aber nur allgemach zu bewegen, die klösterliche Stille seines Palazzo aufzugeben.

Nun trat ihr hier plötzlich ein berückend schöner Mann mit freier Bewunderung entgegen.

„Sie sagen es, und ich beklage es!“ antwortete er mit einem Seufzer.

Sie löste langsam die Zügel, strich dem Pferde liebkosend über den Rücken und sah dann nach einem Stein hinüber, mit der Absicht, von demselben sich auf ihr Thier zu schwingen.

Er deutete auf das Blatt. „Noch ehe es welk ist, werden Sie das kleine Abenteuer vergessen haben.“ Und wie sie nickte und nochmals nach Jakuve ausspähte, sprang er plötzlich seitwärts, bückte sich zwischen Distelsträucher nieder und kam mit strahlendem Gesicht wieder.

„Welch einen Lohn haben Sie dem Finder versprochen, Signorina?“

Sie blickte ihn kalt an. „Ich liebe Versprechungen nicht; er bekommt aber ein Goldstück, oder ich erfülle ihm einen Wunsch; er hat stets verschiedene.“

„Würden Sie auch mir das letzere zugestehen?“

Sie besann sich einen Augenblick, lächelte dann in ihrer bestrickenden Art und sagte:

„Warum nicht? Denn erstens sind Sie ein Galantuomo und zweitens nicht der Finder.“

Statt einer Antwort hielt er ihr den in der Sonne blitzenden Reif hin.

„Dort unter den Disteln lag er, und — nun beanspruche ich mein Recht.“

„Ah!“ rief sie freudig und faßte rasch danach.

„Nein,“ sagte er, „mein Wunsch ist, Ihnen selber das Armband umzulegen und die Stelle, wohin es gehört, küssen zu dürfen. Denken Sie, Signora, daß wir auch der Muttergottes die Hand küssen.“

Sie erwiderte nichts, aber Gewährung lächelten ihre Lippen. Dann half er ihr aufs Pferd, und wie sie nun dasaß, beugte sie sich herab, schlug die Manschette ihres dänischen Reithandschuhs zurück und reichte ihm stumm die Hand.

Ihre Blicke begegneten sich voll, und dann fühlte sie, daß seine Finger brannten, während er das Schloß des Reifes zuschob; nun noch ein Aufschlag seiner dunkeln Augen, sie saß regungslos —

Sie hatte das Vorgefühl eines heißen Kusses dort auf dem zierlichen Handgelenk, sie schloß wie furchtsam die Augen; da zuckte sie zusammen, denn nicht dorthin preßte er seine Lippen, sondern auf ihren Mund.

Nein, sie hatte nicht einmal einen Schrei ausgestoßen, und wie sie jetzt die Augen öffnete, stand er neben ihr, den Hut in der Hand, unbefangen grüßend. Sie neigte das Haupt, berührte ihr Thier leicht mit der Gerte und sprengte davon.

Nicht eher mäßigte sie das Tempo, bis sie Jakuve gewahrte, der, traurig das Haupt hängen lassend, neben seinem schwarzen Pferde stand.

„Gospoja, die Heiligen sind nicht gnädig, ich habe gesucht und gesucht —“

„Laß nur, Jakuve, hier ist's,“ rief Gräfin Helene und hob den Arm, und den Reif anschauend, setzte sie für sich in deutscher Sprache hinzu: „Und ich habe nicht einmal zu theuer bezahlt, wenn ich bedenke, welchen Werth Conte Stipe auf die altmodische Spange legt.“

Und frisch und kindlich lächelnd sprengte sie wenige Minuten später dem Portal Dario zu.

* *
*

„Evalà“ (wie geht's), fragte der wohlbeleibte Hauskaplan Don Ive und legte den dreieckigen Hut hinter sich, unbekümmert, ob er dadurch das zierliche Nähkörbchen der Gräfin Helene umwarf. „Evalà, Contessina? Und das brauche ich eigentlich nicht zu fragen, denn man sieht es. Und es ist auch wahr, was mir die alte Vare gesagt hat, daß mein Töchterchen Josa der seligen Contessa Ivanizza bis aufs Haar gleicht, völlig wahr! O, welch eine Freude wird die gute Contessa Ivanizza, welche infolge ihrer Tugenden sicher bereits im Schoße der Heiligen sitzt, haben, wenn sie erdenwärts schaut.“ Und dabei zog ein verklärtes Lächeln über sein breites Gesicht, als blicke er selber herab aus Himmelshöhen.

Josa reichte dem Geistlichen die schlanke Hand.

„Ich bin gern draußen gewesen, Don Ive, und habe manches gesehen und gelernt.“

Sie dachte in diesem Augenblicke auch, wie sie jetzt klarer unterscheide und wisse, daß Don Ive, der in einer Art von Unfehlbarkeit vor ihrem Kinderauge gestanden, ein Mensch sei wie andere. Vielleicht

noch ein wenig beschränkter in seinen Ideen, denn von Spalato nach Padua, wohin er ihren Bruder Carle für einige Studienjahre begleitet, erstreckte sich nur der Horizont des Dario'schen Hauskaplans.

„Mag es nur Gutes gewesen sein," meinte Don Ive und faltete die Hände über der Rundung seines Bauches. „Die Vare sagte, daß meine Contessina wiederkam, wie sie ging, gut und fromm, und es war schön, daß man auch an den alten Ive dachte, sehr schön."

Josa konnte jetzt unmöglich eingestehen, daß sie ihn bereits am ersten Abend vermißt; sie lächelte freundlich und fragte:

Und wie befindet Ihr Euch, Don Ive, in unserer Vorstadt Pozzobuon?"

„Buonissimo, Contessina, buonissimo! Ich habe ein Häuschen, das Conte Stipe zu nichts anderm benutzen konnte, Buchen und Nußbäume stehen dabei; in deren Schatten ist gut sitzen, und ein Gärtchen, das pflegte die Nene (Anne), meine Haushälterin. Es ist kein weiter Weg, wenn ich nach hier will und der Conte den Gottesdienst in der eigenen Kapelle befiehlt; aber gar oft macht er mir die Mühe nicht, denn Contessa Lele scheut die Gänge in den Dom nicht. Eine gute Gospoja, Contessina!" Er rieb

sich die Hände. „Zu thun hat man genug, denn alle Leute meinen, seit ich in Pozzobuon wohne, giebt's keinen bessern Zapis als bei mir, und ich schreibe mir die Finger müde in lateinischer, slawischer und italienischer Sprache. Verdiene freilich auch ein nettes Sümmchen dabei."

Josa nickte ernst und sah an den Falbeln ihres naturseidenen Morgenkleides hinab; sie dachte, daß diesem Manne eigentlich völlig ihre und ihres Bruders Erziehung übergeben gewesen war, und in so engen Grenzen sich auch sein Wissen bewegt hatte, eine rührende Anhänglichkeit hatte sie doch für ihn behalten.

„Guten Morgen, Josa! Ah, Don Ive, wie geht das Geschäft, viel Zulauf?"

Helene, in weißem Kaschmirgewande, trat ins Gemach, drückte Josa die Hand und nickte dem Kaplan herablassend zu.

„Pardon, meine liebe Josa, prego pardon, ich bitte um Verzeihung, daß ich Dich jetzt erst grüße; aber ich sehnte mich bereits lange nach einem Morgenritt, kehrte heim, wechselte die Toilette, und," setzte sie in deutscher Sprache hinzu, „bin nun da, um Dir ein Abenteuer zu erzählen."

Es war in dem gemeinschaftlichen Salon, wo man sich tagsüber zu treffen pflegte. Helene fand

die Sitte des Parlour, die sie bei einer englischen Familie kennen gelernt, entzückend und ahmte sie nach. Der Raum war modern eingerichtet, ein buntes Gemisch aller möglichen Möbel, großer und kleiner Sessel, Etagèren, Dos-à-Dos, und über dem allen eine Nachbildung von Paolo Veronese's Deckenbild aus dem Anticollegio des Dogenpalastes zu Venedig: Venezia auf dem Throne. Wie verwundert schien die alte Meerbeherrscherin herabzuschauen auf das bunte moderne Allerlei

Helene setzte sich auf eine niedere Couchette, bat Don Ive, ihren Nähkorb zu holen, wonach er den ganzen Salon durchsuchte, bis ihn Josa endlich unter seinem Hut entdeckte, und fragte dann das schöne Mädchen mit leichtem Spott: „Das Wort „Abenteuer“ scheint Dich nicht aufzuregen?“

„Nein, denn erstens sehe ich Dich sain et sauf vor mir, und daß Dir, einer Contessa Dario, Unpassendes begegnen sollte, halte ich nicht für möglich!“

Die blonde Frau zog die Lippen zusammen.

„Ich würde mich unter und mit jedem Namen davor zu schützen wissen, mia cara! Don Ive, da liegt ein altes frommes Buch von seltenem Werth, das Conte Stipe neulich in irgend einem Winkel entdeckte; setzen Sie sich damit an das Fenster.

Uebrigens, Don Ive, glaube ich, die Bibliothek haben Sie nicht immer im besten Zustande erhalten."

Der Kaplan sagte irgendeine lateinische Redensart mit italienischer Nutzanwendung, was er zu thun pflegte, wenn er in Verlegenheit war, und fügte dann hinzu:

„Darf man fragen, Illustrissima, ob der Zapis eine gute Wirkung gehabt?"

„Den Sie mir für meinen Vol brachten, mein Reitpferd," erklärte sie dem jungen Mädchen „Ja, Don Ive, es verlor den Husten bereits Tags darauf." Und wieder setzte sie deutsch hinzu: „Er versieht mich in allen Fällen mit seinen Hülfsmitteln, und so habe ich auch neulich dem guten Vol sein Lederbeutelchen umhängen lassen; ich halte es für klug, den Leuten Concessionen zu machen, denn Aufklärungsversuche dürften wenig lohnend sein."

„Sehr klug!" entgegnete Josa! sie fühlte eine Beklemmung, ihr armes, kindliches Volk verspottet zu wissen.

Frau Helene dehnte die feinen Glieder ein wenig und sagte dann, nachdem sich Josa unweit von ihr niedergelassen:

„Abenteuer also nicht, wenn Dich das Wort verletzt, Zufall will ich meine Geschichte nennen. Ich

vermißte plötzlich auf halbem Wege nach Trau meine Kaiserspange."

Sie sah die fragenden Blicke des schönen Mädchens und fuhr fort: „Du wirst sie kennen, jede Hausherrin der Darios trug sie, der Tradition zufolge." Und als Josa das mit etwas trübem Lächeln bestätigt hatte und ihre Blicke unwillkürlich nach Helenens Handgelenk hinübferglitten, an welchem sich der Schmuck befand, den sie zuletzt am Arme der Mutter gesehen, setzte die Gräfin hinzu, indem sie ein Brillantkreuz zwischen ihren Fingern spielen ließ, einen Gegenstand, der ihr gewiß weit besser gefiel, als der römische Armreif: „Denke Dir, wie ich erschrak. Conte Stipe verlöre mich am Ende noch leichter als die Spange, è vero, bellissima! es ist wahr, meine Schöne. Ich sandte Jakuve zurück, um zu suchen, und blickte, wie Iphigenia, trostlos übers Meer; da kam, wie damals in Aulis, ein Fremdling plötzlich an den Strand, ich erklärte ihm die seltsame Situation, in welcher er mich finde — und er — holt unter Disteln meinen Schatz hervor. Das ist Glück, nicht wahr? Und dieser Fremde war nicht etwa irgend ein dalmatinischer Ziegenhirte, sondern ein schöner, schlanker Jüngling, mit den besten Manieren und Redewendungen, ein

Mann, der, käme er in meine deutsche Heimat, des Nordens Barbarinnen sofort in Sklavenketten schlagen könnte.“

Sie machte eine kleine Pause.

Und?“ fragte Josa.

Helene warf die schweren Flechten zurück, hob aber die Blicke nicht, sondern sagte nur halblaut:

„Sie trennten sich Beide und sahen sich zuweilen nur noch im Traum, oder wie es in dem Liede heißen mag, das Du gewiß richtiger citirst als ich Ungelehrte.“

Dann lachte sie gezwungen auf. „Ich bedankte mich höflich und ritt seitwärts. Was er that? Nun, er wird auch seines Weges gegangen sein, voilà tout. Und nun sehe ich ein, daß das Ganze des Erzählens gar nicht werth war. Don Ive, wenn Ihre Finger ohne Staub sind, so dürfen Sie mir diese Wolle halten!“

Der Kaplan eilte, so behende er's vermochte, an die Seite der Dame; Josa war es nicht entgangen, daß Helenens Erregung und der leichte Ton, in welchem sie das Erlebniß erzählte, einander widersprachen.

Es war eine Weile still in dem Gemach; Helene wünschte innerlich, sie habe Josa gar nichts

erzählt, denn dieselbe hatte eine Manier, sehr Vieles ernst zu nehmen, was sie flüchtig behandelte; dann kehrten ihre Gedanken zu dem kecken Unbekannten zurück; schön war er, schön genug, um der Held von Träumen zu sein.

Ein lauter Seufzer — Helene Dario hatte nicht mehr das Recht, zu träumen.

Josa horchte hinaus nach dem Corridor; es mußte sich dort etwas Besonderes ereignen; denn Bare's kreischende Stimme erging sich in den höchsten Tönen des Entzückens; sämmtliche Heilige wurden angerufen, dann kam man den Flügelthüren des Salons näher, sie wurden hastig geöffnet, und ein schlanker schwarzer junger Mann stand auf der Schwelle. Josa erhob sich; aber in demselben Augenblick fühlte sie ihre Hand erfaßt von Helenens kalten Fingern und mit festem Druck zurückgehalten, und in beinahe erstickten Tönen schlug die sonst so klare Stimme der jungen Frau an ihr Ohr:

„Josa, das — ist er, der Fremde! Warum verfolgt er mich? Schütze mich!“

Kaum aber hatte sie das hervorgestoßen, als Josa ihre Rechte befreite, sich hoch aufrichtete und entgegnete: „Es ist mein Bruder!“ Dann flog sie mehr, als sie ging, dem Eintretenden entgegen.

„Carle, Carle, willkommen im Elternhause, willkommen, mein Bruder!“

Die Geschwister grüßten einander mit langer Umarmung; Helene hatte inzwischen Zeit gefunden, sich von ihrem Schrecken zu erholen Mit dem Bilde des Ritters vom Morgen beschäftigt, während sie langsam das Garn von Ive's runden Händen wickelte, sah sie den Fremden plötzlich auf der Schwelle. Daß sein Erscheinen nur ihr gelten könne, daß Conte Stipes Argwohn erwachen müsse, daß entsetzliche Folgen für sie entstehen könnten, war die Combination einer Sekunde; darum suchte sie instinktiv den Schutz der besonnenen Josa und stieß Hülfe flehend jene Worte aus. Die Entgegnung des ernsten Mädchens gab ihr die Besinnung zurück, der eigene feste Wille jetzt auch Haltung.

Während Don Ive hülflos vor Erstaunen und Freude wie ein Gefangener in der Kette die Hände unter den grünen Wollfäden faltete, hatte sie bereits ein Lächeln auf den Lippen. Aber sie kam nicht dazu, es sofort zu spenden; denn, von Bare herbeigeholt, erschien jetzt Conte Stipe, seinen unerwartet heimgekehrten einzigen Sohn zu umarmen.

Der Kaplan murmelte lateinische Segenssprüche, während der Conte Dario den letzten Träger seines

Namens voll väterlichen Stolzes betrachtete und willkommen hieß.

Josa mußte den Vater erst erinnern, daß Helene ebenfalls anwesend sei. So war es denn der Conte selber, welcher den Sohn seiner jungen Gattin entgegenführte. Helene hatte mit dem Rücken dem Fenster zugekehrt gesessen, so mochten beim Eintritt ihre Züge nicht klar erkennbar gewesen sein. Jetzt fiel das volle Licht über die feine Gestalt und das liebliche Gesicht „Hier, Carle, grüße die neue Herrin des Palazzo Dario, Contessa Helene.“

„Mein Vater!“ — Sich weniger selbst beherrschend als die kleine Frau da vor ihm, stammelte der junge Mann etwas Unzusammenhängendes. Die Gräfin aber hielt ihm die Hand hin:

„Conte Carle, versuchen wir, gute Freunde zu sein; ich liebe Ihren Vater und danke ihm hohes Glück! Gestatten Sie mir, auch Ihnen Freundin zu sein.“

Conte Carle — Don Carle war er bisher immer genannt, der Unterscheidung mit dem alten Conte halber — verbeugte sich.

„Nicht wahr, sie ist schön?“ fragte Conte Stipe, „ein Sonnenstrahl auf meinem sich abwärts neigenden Lebenswege. So die Contessa Dario zu finden, hast Du wol nicht erwartet?“

„So — diese Dame nicht!“ Es war eine Falte zwischen Carle's Brauen.

Don Ive hielt eine Rede an seinen ehemaligen Zögling.

Später fragte der alte Graf, warum Don Carle unerwartet komme.

„Ich kam von Ragusa, war mit Freunden in Trau und fühlte die Lust, von dort allein herüberzugehen. Ich wollte mich vorbereiten auf den Eintritt ins Vaterhaus. Nun bin ich doch überrascht, mehr noch, als ich überrascht habe.“

Sein Blick streifte flüchtig das Gesicht der jungen Frau; sie mochte das fühlen, hob aber die Augen nicht. Als man hin und her geplaudert, Conte Stipe Wein von Brazza, heimatliche Vugava zum Willkommstrunke beordert hatte und Helene einmal seitwärts am Fenster stand, näherte Don Carle sich ihr.

„Hätte ich das am Morgen gewußt — warum sagten Sie es nicht?“ fragte er, unmuthig beinahe.

„Waren Sie nicht auch incognito?“ gab sie zurück — „und wir dachten uns ja nie mehr zu begegnen.“

„Aber ich wünschte es dennoch!“ flüsterte er.

Sie warf das blonde Köpfchen zurück und rief Josa ein Scherzwort zu; es sollte ihm ein Beweis sein, daß sie die Episode vergessen wollte oder müsse.

Conte Stipe war in der besten Laune.

„Don Ive, Eure Heiligen können sich im Himmel nicht wohler fühlen!“ sagte er, ein Glas Wein hebend, „ich habe einen edlen Sohn, eine stolze Tochter, eine schöne Gattin und Euch zum Beten für unser Aller Wohl!“

Und Don Ive, der niemals ein Gegenwort für den Hausherrn über die Lippen gebracht, neigte zustimmend und lächelnd sein rundes Haupt.

* * *

Der Palazzo Dario hatte wohl seit mehr als Menschengedenken solche heiteren Tage nicht gesehen als zur Zeit. Es war früher mehr als Pflicht aufgefaßt, vornehm, ernst, zurückhaltend zu sein dem Volke gegenüber. Als Josa's Mutter Gospoja gewesen, ging Alles schlicht und geräuschlos zu; die junge Herrin brachte solche Sitte schon mit aus dem elterlichen Palast.

In der ernsten Zurückhaltung all der Adelsgeschlechter lag es wie eine stille Trauer über ver-

gangene, glänzende Zeiten; das ließ sich mehr fühlen, als es ausgesprochen wurde.

Contessa Lele brachte jetzt neues Leben, nicht zum Verdruß Conte Stipe's. Wie sie durch die Räume flatterte, einem glänzenden Schmetterling gleich, während sie stets geschäftig und emsig aussah, und in Wahrheit doch selber gar nichts that als anordnen und ersinnen, folgten ihr seine erheiterten Blicke oft. Und wenn sie dann sich einen Moment ruhend neben ihm niederließ, etwas matt lächelte und sagte: „Es ist doch nun meine Pflicht, für das junge Volk zu sorgen, nicht? damit es ihnen nicht langweilig wird im Elternhause und sie mir, der Fremden, das Dasein verzeihen,“ dann nahm der Graf ihre Hände und zog das blonde Köpfchen an seine Brust, und schwor bei allen Heiligen Tod und Verderben dem, der nur mit einem Wort —

Helene unterbrach ihn dann alle Mal vor der Vollendung seiner Betheuerung.

„Stipe, mio caro, nein, das ist es nicht. Man begegnet mir ja so freundlich! Aber ich könnte es selbst auch nicht ertragen, daß Gedanken — Gedanken mich anklagten. Fühlen Sie das mit mir, Conte Stipe?“

Sie war in solchen Augenblicken stets feierlich.

„Ich gab ja Alles auf, die Geschwister hier, die Mutter im Norden, aber ich will dafür auch nicht geduldet, sondern geliebt sein!“

Während der Conte dann mit ihren zierlichen Fingern spielte, die in seiner mächtig breiten, gebräunten Hand elfenbeinweiß erschienen, brachte sie neue Anliegen vor, die ihr natürlich gewährt wurden.

So hatte sie sich's erbeten, das Weihnachtsfest auf deutsche Art feiern zu dürfen, und rüstete darauf zu, und endlich kam ihr der Einfall, Josa zu überraschen.

„Sie ist nicht so heiter, als sie sein sollte in ihrem Alter.“

„Ihre Mutter war es auch nie,“ entgegnete der Conte mit einem Seufzer.

Helene lächelte allerliebst. „Es ist nicht das, mein Freund — ich verstehe mich besser auf Frauenherzen. Dieser junge Diplomat, der Schützling der Baronin Isbary — ist er Ihnen ein willkommener Eidam?“

Die Adleraugen des Grafen blitzten.

„Würde ich ihm sonst gestattet haben, selbst bei mir zu werben? Name, Vermögen ist von der

Baronin verbürgt, Josa hat sich an das Leben im Auslande gewöhnt, und" —

Die schöne Frau nickte. „Aber Josa selber — sie ist zu stolz, um uns einzugestehen, daß sie den jungen Mann liebt und unter der Trennung leidet. Sie ist ein eigenthümlicher Charakter!"

„Eine echte Dario — wir haben mehrere solcher verschlossenen Frauenseelen in der Familie gehabt," entgegnete Stipe nicht ohne Stolz.

Eine derartige Wendung liebte die Deutsche nicht, sie bezwang aber ihren Unmuth, sah den Gatten mit kindlichem Lächeln an und flüsterte bittenden Tons: „Wenn man nicht über mich lachen will — ich hätte einen Einfall."

Ein Scherzwort verhieß ihr Redefreiheit.

„Es wäre hübsch zum Weihnachtsfest gewesen; nun aber ist's natürlich zu spät und wir müssen bis zur Karnevalszeit warten. Gestattet mir mein Herr und Gebieter eine heimliche Korrespondenz mit der Baronin Isbary? Ich denke, dann versuchen wir, Josa zu überrumpeln und ihr den Baron zum Geburtstage zu bescheren. Sie geben Ihre Einwilligung im Voraus — ist es hübsch ausgedacht, mein Gemahl?"

„Natürlich, hübsch und launenhaft, wie das Köpfchen hier vor mir."

Helene war glücklich über ihre Taktik. Der Plan mußte gelingen — und Josa wurde auf diese sehr ehrenhafte Weise aus dem Hause entfernt, wo sie mit ihren klugen Augen und ernsten Zügen für die junge Gräfin von Tag zu Tag unbequemer wurde.

Ihren Gatten den Berechnungen mit seinen Pächtern überlassend, eilte Helene davon.

Im Salon stand eine schlanke dalmatinische Föhre bereit, die den Weihnachtsbaum bilden sollte — das wurde eine Ueberraschung für den Hausherrn selber.

Bei ihrem Eintritt erhoben sich der junge Graf und ein Gast, ein kräftiger gebräunter Mann, dem man den Kampf mit Wind und Wetter ansah.

„Kapitän Nico Miculic,“ stellte ihn Don Carle vor, „mein Jugendfreund!“

„Das ist schön,“ sagte Helene und schenkte dem Fremden sofort ein bezauberndes Lächeln, „ich werde auch Josa benachrichtigen, Ihr Freund und wir Alle helfen, nicht so?“

Sie streckte die Hand nach der Glocke aus, aber Don Carle sah sie mit einem bittenden Blick an.

„Warum verschmähen Sie Ihren Pagen?“

Sie lachte.

„Nun, so rufen Sie Josa — und Ihr Freund

muß so lange mit meiner Gesellschaft zufrieden sein."

Sie übte über den Sohn des Hauses bereits volle Gewalt aus in ihrer spielenden Weise. Zuweilen dachte sie daran, daß es ein gefährlich Spiel werden könne — aber so wie sie gegenseitig das Erlebniß am Strande nicht wieder berührt, hatte Conte Stipe auch gar nichts davon erfahren, und nur über Eins zürnte Helene mit sich selber, daß sie in ihrer Erregung erst Josa das kleine Abenteuer erzählt und dann, bei Carle's Erscheinen, sich selber wieder verrathen hatte.

Als Josa an ihres Bruders Arm eintrat, hörte sie gerade, wie Nico's sonore Stimme der Hausherrin entgegnete:

„Gräfin, ich bin kein Conte; wir gehören nicht zum Landadel, obwohl ich hinzusetzen darf, daß mein Vater seinen Namen für ebenso alt hält — und was jene von Stolz besitzen, haben die Miculic von jeher an Macht gehabt. Wir sind die größten Rheder an der ganzen Küste."

Josa wurde roth, als sie Nico's Gruß erwiderte, der mit einem Blick auf seinen Freund sagte:

„Ich bin froh, daß sich Carle meiner erinnert,

ich dachte, die großen Städte hätten ihn die Kindererinnerungen vergessen lassen."

Der junge Graf drohte ihm scherzend.

„Ich dachte gern an meine Heldenthat!"

„Es war oben im Gebirge," erzählte Nico, „wir waren Beide unsern Lehrern entschlüpft und hatten eigenmächtig eine Wanderung ins Blaue unternommen. Weit von hier entfernt geriethen wir in einen Kampf mit halberwachsenen Hirten, und ohne Carle's Aufopferung hätte ich, der damals Schwächere, vielleicht erliegen müssen. Er schlug und benahm sich wie ein junger Held!"

Don Carle warnte vor Uebertreibung; aber Josa rief aus:

„Es ist wahr — und ich war damals stolz auf meinen Bruder und stickte ihnen beiden zur Erinnerung an diesen Tag Brieftaschen, welche das Datum desselben trugen. Es war das eine Anstrengung, denn ich liebte das Sitzen nicht sehr — auch fürchte ich heute, es sind keine Kunstwerke geworden."

„Doch!" rief der stattliche Kapitän und zog einen Gegenstand aus der Tasche und hielt ihn der Gräfin Dario hin, „überzeugen Sie sich — dieses Buch hat mich auf allen Fahrten begleitet" – setzte er leiser hinzu.

„Das ist rührend,“ sagte Helene und warf einen Blick nach Josa hinüber, „das zeigt, daß man der Geberin auch in den fernsten Meeren dachte.“

„O weh,“ rief Carle, „ich verlor die meine längst.“

Die blonde Frau lächelte leicht. „Brüder pflegen selten galant zu sein.“

Josa hatte nicht emporgeschaut; sie beschäftigte sich emsig damit, die Christbaumsachen mit bunten Fäden zu versehen.

Nico trat nach einer Weile zu ihr.

„Contessina, wir haben in Brazza vergebens auf Ihr Kommen gewartet.“

„Ich komme mit Carle.“

„Ich verlasse nach Ostern die Heimat wieder.“

„Gern?“

„Ungern, Contessina Josa —“ — er stockte und die Unterhaltung wurde immer schwerfälliger zwischen den Beiden.

In der entferntesten Ecke standen Helene und Don Carle unter dem Christbaum.

„So seien Sie doch fleißig!“ befahl die schöne Frau.

„Bin ich's nicht? Ich bewundere Sie die ganze Zeit.“

„Die Antwort wollte ich nicht haben!“

„Und doch mußte ich sie geben.“

Sie erhob sich auf den Fußspitzen, ganz Grazie, um einen hohen Zweig mit den Fingern erreichen zu können; die zierlichen Linien ihres Körpers traten so vortheilhaft hervor.

„Warum reiten Sie nicht mehr?“ fragte er.

Sie gab keine Antwort.

„Ich sah bei meinem heutigen Ritt eine Agave, ein breites Blatt — es zuckte mir in den Fingern, einen Brief in dasselbe einzuritzen. Wäre das unvorsichtig gewesen?“

„Es kommt auf den Inhalt an, Don Carle.“

„Haben Sie keine Ahnung, wie derselbe sein könnte?“

Seine Blicke wurden glühender.

„Wie sollte ich! Und nun holen Sie mir einmal von drüben die Schere, mein flinker Page. Ah, sehen Sie doch, wie stumm jenes Paar sich gegenübersitzt.“

„Sie finden nicht mehr den rechten Ton — sie waren, als sie schieden, wie Schwester und Bruder und sind nun Dame und Herr,“ antwortete er.

Ein seltsames Blitzen ging über die feinen Züge der jungen Frau; die Befangenheit der sonst so

sichern Josa machte sie mißtrauisch. Sollte eine Jugendneigung — nein, die könnte all ihre Berechnungen zerstören. Da mußte sie zeitig vorbeugen.

Sie rief, man möge kommen, um zu sehen, wie schön sich die Föhre im Schmuck ausnehme, obwohl sie eigentlich noch nicht sehr vorgeschritten war. Ohne jeden Uebergang sagte sie dann:

„Jakuve und Mare werden ein Paar, Don Carle, wen werden Sie einmal wählen? Der Conte trug mir auf zu sondiren. Was sagt Ihr Herz?"

„Wollen Sie das wirklich wissen?" fragte er.

„O," fiel sie ein, „hier ist ja Heirath mehr ein Geschäft; gleicher Stand, gleiches Vermögen. Don Ive sagte mir, daß Ihnen einige Erbinnen vorgeschlagen seien!"

„Don Ive!" rief der junge Graf zornig, vielleicht nur, um etwas zu sagen. Der Kapitän lachte und neckte ihn mit dem Namen einer Römerin, die nahezu Millionärin sei.

Josa hob das dunkle Haupt und meinte:

„Eine gefeierte Schöne — und dann hier — in der Stille."

Helene kräuselte die Lippen.

„Wer es auch sei, Sie müssen bald wählen, Don Carle!"

„Muß ich?“ fragte er düster.

Man brachte Josa und ihm Briefe, und sich entschuldigend, zogen sich Beide lesend in den Hintergrund zurück.

„Es ist so hübsch jetzt hier im Palazzo — das junge Leben,“ sagte die blonde Frau zu dem neben ihr stehenden Nico. „Wie einsam werden wir sein, wenn sich das ändert. Don Carle geht mit einer Frau nach Rom oder Neapel — und Josa's Heirath wird sie als Gattin eines Diplomaten in die Welt führen, bald hier, bald dort hin.“

War er wirklich so stark, um völlig unbewegt zu scheinen, oder hatte sich Helene in ihrer ganzen Annahme getäuscht? Er fragte mit völlig ruhiger Stimme:

„Ich wußte nicht, daß die Contessina Braut sei — darf man ihr Glück wünschen?“

„Um des Himmels Willen,“ rief sie erschreckt, „noch nicht — wahren Sie es als ein Geheimniß. Ich dachte, Don Carle habe Sie eingeweiht. Man muß erst offiziell werben, verstehen Sie!“

„Ja, ja!“ sagte Nico.

Der Raum war kühl und doch schien es ihm plötzlich heiß geworden zu sein.

„Gute Nachrichten?“ fragte Helene das ernste

Mädchen und zwar mit einem schelmischen Tone, der Josa in Staunen versetzte.

„Die Baronin vermißt mich doch ein wenig,“ war die Antwort.

„Und sie wohl nicht allein!“ setzte die blonde Frau schmeichelnd hinzu.

Der Kapitän empfahl sich rasch — förmlicher von Josa als von der Hausfrau.

„Welch ein schöner Mann,“ sagte die hinter ihm her und sah die Contessina an; aber diese blieb ernst und schweigend.

* * *

Man hatte einen Tag auf der Insel Brazza zugebracht, der Einladung Nico Miculic's folgend — er selber holte die kleine Gesellschaft, Gräfin Dario und das Geschwisterpaar, in einem reizenden Segelboot herüber.

Conte Stipe war auf die Güter gefahren; ein wenig hatte sich Helene daher gesträubt, theilzunehmen, und endlich sich doch mit Grazie in ihre „Mutterrolle“ gefunden.

Freilich, schwer wurde ihr dieselbe nicht gemacht — Josa saß schweigsam dem jungen Kapitän gegenüber und schaute mit den großen Augen über die

Wogen in unbestimmte Fernen, und Nico unterbrach nur dann und wann sein Sinnen, um auf irgend einen Punkt aufmerksam zu machen.

Um so heiterer plauderten Don Carle und seine schöne Stiefmutter. Frau Helene hielt zuweilen ihre Finger in die Wellen und warf dann eine Hand voll Schaumperlen dem jungen Conte ins Gesicht, allemal zur Strafe für irgendein loses Wort.

Bei Milna, dem Hafenort der Insel, begannen die Besitzungen des alten Miculic; von der schloßartigen Villa an bis zu dem kleinsten Pavillon fand die Gräfin Dario alles entzückend und bezaubernd, und sie umgaukelte den ernsten Wittwer mit so viel kindlicher Heiterkeit, daß sie ihm mehr als ein Lächeln abgewann. Dabei hatte sie auch noch Zeit, Carle und Josa zuzuflüstern:

„Das ist ja fürstlich, beneidenswerth! Was sind wir dagegen? Bauern auf der Scholle!“

Don Carle's Stirn kräuselte sich leicht, er mochte an die römische Millionärin denken, indem er leise seufzend erwiderte:

„Sie haben recht, Signora Lele, heut ist Geld die einzig schätzbare Macht!“

Josa warf den dunkeln Kopf zurück und sagte beinahe hart:

„Ich vergesse nie und nirgends, daß ich Dario heiße, und das wiegt in meinen Augen alles andere auf.“

Nico überließ die Führung und die Honneurs seinem Vater; er war still bei den Mahlzeiten, die man den Gästen bot, und folgte dem kleinen Zuge stets in einiger Entfernung, als man den Park und und die Anlagen besichtigte. Nur einmal war er ganz zufällig an Josa's Seite getreten; der alte Herr Miculic zeigte dem jungen Conte einen Platz, auf welchem Cypressen gepflanzt waren: eine jede trug eine kleine Marmortafel mit einem goldenen Namenszuge.

„Erinnern Sie sich noch?“ fragte der Rheder, „es war ein Einfall meiner verstorbenen Frau, die Kinder hier eigenhändig ein Bäumchen einsetzen zu lassen — Sie und die Contessina waren dabei, und da ließ man auch Sie helfen. Alle Cypressen sind bereits stattlich emporgeschossen.“

Er trocknete sich die Augen und hielt die Blicke eine Weile gesenkt — unter dem scheinbaren harten Aeußern barg er doch ein weiches Herz. Die Erinnerung an seine Gattin that ihm wehe, die junge Contessina Dario fühlte das — wie so anders mied ihr Vater jede Beziehung auf seine erste sanfte Ge-

mahlin um des blonden, lachenden Geschöpfes willen, das jetzt den Palazzo Dario belebte.

Unter den Namen Nico, Zane (Giovanni) und denen der andern Söhne des Insulaners gewahrte jetzt auch Josa ihre und ihres Bruders Gedenktafel. „Josa Dario" las sie — einfach nur das — ob der alte stolze Mann absichtlich die Bezeichnung ihres Standes fortgelassen?

Sie betrachtete das schlank aufgeschossene Bäumchen, das ihre Kinderhände gepflanzt; wenn dieser Stamm da sich nicht mehr von Menschenarmen umspannen ließ, seine dunkeln Zweige in feuchter Seeluft sich neigten und beugten, wo war sie dann? Längst eingebettet zur letzten Ruhe – aber wo? In fremder oder heimischer Erde?

Ob sie geseufzt hatte? Nico's Augen ruhten traurig auf ihr, und er sagte plötzlich:

„Ich wollte, ich wäre noch ein Kind!"

Josa nickte. „Ja, es war damals schöner als heute!" gab sie halblaut zurück und wandte sich dann rasch ab.

Als man auf einer offenen Terrasse, die nach dem Meere hin lag, das Mahl genommen, hob der fürstlich reiche Rheder seinen Becher.

„Auf das Wohl der Dario und Miculic!" rief

er mit kräftiger Stimme, „auf das Gedeihen beider Geschlechter! Untersuchen wir nicht, wer stolzer zu sein ein Recht hat, Stipe Dario oder Zane Miculic. Ich sage, obwohl der alte Stipe noch niemals seinen Fuß auf meine Scholle gesetzt hat, ich trinke doch auf sein und der Seinen Glück. Und möge sein Stamm blühen in Don Carle für alle Zeiten!"

Er strich über sein noch dunkles Haar und hob die lebhaften Augen, die einen strahlenden Ausdruck trugen.

Ueber seine weltmännischen guten Manieren hatte Frau Helene sich bereits bei der Ankunft gewundert.

„Don Carle hat meinem Hause durch eine muthige That den Aeltesten erhalten — wir vergessen das nie — und Nico, mein Sohn, weiß, was er zu thun hat, wenn sich einmal eine Gelegenheit finden sollte, sein dankbares Herz zu beweisen."

Die jungen Männer reichten einander die Rechte; über Josa's bräunliche Wangen flog ein rother Schein; sie war in diesem Moment stolz auf den Bruder, dessen persönlicher Muth Achtung und Anerkennung abgenöthigt hatte. Zugleich aber wuchs auch ihre Zuneigung zu dem alten Rheder, obwohl sie innerlich gelächelt, als er die beiden Namen zu-

sammen genannt; sein Stolz auf sein einfaches „Miculic“ gefiel ihr. Mit dem Lächeln eines wohlwollenden Souveräns entließ der Krösus des Südens seine Gäste am Molo; Nico erbat sich, sie zurückzuführen.

Während Helene und Carle plauderten, beobachtete Josa oft verstohlen den schönen schlanken Führer der Barke; wie ihm die stolze Ruhe und Sicherheit stand, mit der er das Steuer handhabte!

Sie verglich ihn unwillkürlich mit Carle's geschmeidiger Gestalt; jetzt hatten die Beiden die Rollen getauscht und der einst Schwächere sich mit Mannesmuth gekräftigt und gestählt; auf Carle hingegen waren die Stadtluft und der glatte Boden der Salons nicht ohne Einfluß geblieben.

Am Molo von Spalato herrschte buntes Maskengewimmel, harmlos fröhliches Durcheinanderrufen, Necken und Scherzen. Es war der letzte Tag des Karnevals, morgen folgte der Aschermittwoch, der auf manche weiße Stirn das Aschenkreuz drückte.

Carle bot der Schwester, der Kapitän der Gräfin den Arm, um sie durch das Gedränge nach dem Palazzo zu geleiten. Aber sie kamen nicht weit; an demselben Platze, wo die heimkehrende Josa von der alten Bare begrüßt worden war, stand Conte Stipe

wartend und an seiner Seite ein blonder, blauäugiger Mann. Nur Josa wußte, wer er war – obwohl Helene es ahnte.

„Ah, Baron!“ sagte das schöne Mädchen und reichte ihm nach nordischer Sitte die Hand, „das ist unerwartet.“

„Aber nicht unwillkommen hoffentlich!“ entgegnete der Fremde und sandte einen forschenden Blick über das schöne, ernste Mädchenantlitz.

„Das war noch nie ein Gast im Palazzo Dario,“ entgegnete Josa und stellte Helene, den Bruder und Nico vor.

„Baron Günther von Güntzenberg, ein Freund der Baronin Isbary!“

Carle hatte ein freundliches Wort, Helene einen ganzen Schwall von Begrüßungen, Nico nur eine stumme Verbeugung.

Der Conte Stipe winkte seiner jungen Frau zu.

„Lele mia, Du mußt nach Kräften für unsern Gast sorgen — er war trotz der guten Fahrt seekrank, der poveretto!“

„Wie gefällt Ihnen der Süden?“ fragte Josa.

„Entzückend,“ meinte der junge Diplomat; aber er schien eigentlich dabei nur an das schöne Mädchen zu denken, welches schlank und stolz da vor ihm stand.

„Laut genug begrüßt Sie unsere Stadt,“ sagte Helene, „mit Karnevalsfreuden — nur sind sie mit heute schon wieder verrauscht.“

Don Carle lachte.

„Glauben Sie nicht daran, Baron; jetzt erst kommt der Carnevaletto delle donne, die vierzigtägige Fastenzeit wird bei uns der Damenkarneval genannt — verstehen Sie? Das häufige Kirchengehen bietet unsern Schönen Gelegenheit zu allerhand verstohlenen Rendezvous.“

Helene nahm den Griff ihres Sonnenschirmes und berührte seinen Arm.

„Still, bleiben Sie galant!“ mahnte sie.

Conte Stipe amüsirte das, obwohl er den Sinn der deutsch geführten Unterhaltung nicht begriffen. Er lachte und sagte: „Sie führt ein strenges Regiment, unsere Contessa — aber man muß ihr gehorchen.“

„Das ist der Deutsche?“ fragte der junge Seemann die schöne Frau.

„Ja — ein angenehmer Mann!“

Nico antwortete nicht; nur herber wurde die Linie um seinen Mund, als er sah, wie der Fremde im Weitergehen sich an Josa's Seite gesellte.

„Nun müssen Sie auch die Geschichte der Stadt

und des Küstenstrichs studiren, Baron," sagte Josa, und ihre Züge wurden freundlicher. „Glauben Sie mir, hier in unsern Trümmern liegt mehr als in all Euern nordischen Städten — und aus der Vergangenheit lernt ja auch der Diplomat."

„Und in der Gegenwart handelt er," entgegnete der Baron, Bewunderung für seine Begleiterin in den Blicken.

Josa's Rechte beschrieb einen Bogen:

„Die Inseln waren einst griechischer Besitz, dann fielen sie mit den Küstenländern an die Römer. Unter ihrer Herrschaft wuchsen die Paläste hier am Strande empor wie Sommerblumen; Kaiser Diocletian besaß hier Gütercomplexe, Salonä, wo er sein Palatium gründete. Die Mauerreste und Tempel werden Ihnen deutlich genug davon sprechen. Doch," unterbrach sie sich, „was ich Ihnen da erzähle, wird Ihnen bekannt sein."

Der Baron lächelte. „Setzt es mich in Ihren Augen herab, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich besser über die Akten unterrichtet bin, welche im Kabinet Ludwigs XIV. unterzeichnet wurden, als über die Specialgeschichte Spalatos? Verwerfen Sie mich nicht darum als Ihren Schüler?"

„Nein," sagte die Spalatinerin ernst, „gewiß

nicht. Und ich denke mir auch, daß die große Vergangenheit eines Ortes, eines Geschlechtes, für jeden Gebildeten Interesse haben muß. Ich habe auch Eure gothischen Dome bewundert, dort drüben!"

Sie stand statuengleich, hoch erhobenen Hauptes da und wies über die Berge, und mit diesem Augenblicke kam Günther die Erinnerung an einen Ausspruch, welchen ein Freund, ein Architekt, einmal über Josa gethan: „Sie wirkt monumental, und ich würde mich klein neben ihr dünken."

Der Baron hatte damals gelacht; es war im Ballsaal gewesen, auf dessen glattem Parket er ein siegreicher Held war; hier, in dieser ihm so fremd erscheinenden und dem schönen Mädchen so vertrauten Umgebung fühlte er, was Jener hatte bezeichnen wollen in Josa's Erscheinung und Wesen, das Zurückragen in die Welt der Antike.

„Wann die Dario herüberkamen," fuhr Josa fort, „ist nicht mehr zu bestimmen — die Bauern auf unsern Gütern haben ein Wort: ‚Dalmatien war und unsere Conti Dario waren' — sie wollen damit sagen, so lange man denken kann von Sohn auf Vater und Urgroßvater zurück. Sie müssen einmal in unsere Chroniken blicken!"

Baron Günther, der doch an Gestalt die Contessa

etwas überragte, hob gewissermaßen die Blicke zu ihr empor, denn sie wuchs bereits wieder zu monumentaler Größe und er fühlte sich klein. Erst sein Urgroßvater war in den Adelstand erhoben — und das nannte man in seiner Heimat, mit Rücksicht auf die täglich neucreirten Freiherren, bereits ein altes Geschlecht.

Wie im Traume sagte und fragte er: „Und wie kam's daß dieses alles zusammenbrach?"

„Die Völkerwanderung brachte die Avaren," erzählte Josa, und ihre Stimme sank und es war ein Klageton daraus vernehmbar, mit dem sie über die gebrochene Macht ihres Heimatslandes trauerte. „Im Jahre 640 zerstörten sie das unvergleichliche Salonä, o, über die Barbaren!" Sie hielt die Hände zusammengepreßt und setzte dann ruhiger hinzu: „Die ehemaligen Einwohner desselben siedelten sich auf und hinter den Trümmern des Kaiserpalastes an — so entstand Spalato. Dann zogen an diesen Küsten die Schiffe der Kreuzfahrer hin, Richard Löwenherz war in Ragusa, — bis dahin währte unsere Glanzzeit." Sie war sehr lebhaft geworden; begeistert erschien sie; nun aber nahmen ihre Mienen wieder einen Ausdruck von Trauer an, sie seufzte und schwieg.

Der junge Graf Carle faßte ihre Worte auf. „Ja — vorüber, man sagt, Napoleon I. wollte

viel für das Land thun, der Adel war widerspenstig. Heute sonnen wir uns alle in der Vergangenheit — wir haben wenig Rechte – "

„Aber heilige Pflichten!" rief das schöne Mädchen, „die, Namen und Sitten hochzuhalten."

Man war vor dem Palazzo angelangt, mit emphatischer Rede hieß Conte Stipe den Deutschen nochmals willkommen. Josa wandte sich, als suchten ihre Blicke noch jemand, da legten sich Frau Helenens kleine Finger auf ihre Schultern.

„Kapitän Nico läßt sich empfehlen – er ging vor wenigen Minuten, Deine begeisterte Schilderung der Vorzeiten schien wenig Interesse für ihn zu haben. Enfin, der Vater gefällt mir besser als der Sohn; der Letztere ist doch nur ein Seebär, der Andere streift zuweilen an den Galantuomo. Man darf den Baron nicht neben Signor Nico sehen, da verliert der Arme erst völlig, n'est-ce pas?"

Josa's Lippen preßten sich fest aufeinander; sie erwiderte nichts; Frau Helene aber schien stillvergnügt, als sie zwischen den Porphyrsäulen hin der Treppe zuschritt.

* *
*

Noch niemals hatte sich Conte Stipe so sehr zu einem Fremden hingezogen gefühlt und so offen diese Zuneigung zur Schau getragen, als jetzt gegen den Baron Günther. Das liebenswürdige Wesen des jungen Nordländers und Frau Helenens stets wiederholte Aeußerung, daß er das Muster eines vornehmen Kavaliers sei, endlich die unverkennbare Absicht, mit der er gekommen, um die Tochter des Hauses zu werben, mochten genügende Gründe für den Conte sein, so sagte sich Josa fast täglich – und doch konnte sie sich eines bangen Gefühls vor der Stunde nicht erwehren, in welcher die Entscheidung an sie selber herantrat. So freute sie sich denn zwiefach, daß des Barons Anwesenheit in die Zeit der Fasten fiel, wo man stiller im Hause selber lebte und Verlobungen und Heirathen hinausschob, bis die Osterglocken erklangen. Wie sie dem Baron eine Andere erschien, so war er ihr fremder hier in der Heimat.

Hübsch, elegant in modischen Gesellschaftsräumen, kam er ihr hier unter den Trümmern der antiken Welt und den athletischen Männergestalten des Küstenstrichs zierlich wie eine Nippesfigur vor. Auch seine Ansichten erschienen ihr nicht wie sonst; sie begriff nicht, wie der Trinkspruch irgendeines Diplomaten, von dem die Zeitungen berichteten, ihn erregen be-

schäftigen konnte — und hatte das doch früher begreiflich gefunden. Wenn er mit ihr und Helene am Meeresstrande spazieren ging und von politischen Planen, von wahrscheinlichen Neugestaltungen Europas sprach, hatte sie ein zerstreutes Lächeln um die Lippen; in Wahrheit aber hatte sie auf den Gesang der Wogen gehört und vielleicht gedacht, wie einst die Schiffe der Kreuzfahrer die Wellen durchschnitten, wie die Fahnen flatterten, die Helmbüsche wehten und die Panzer und Schilde im Sonnenlicht blitzten — das war begeisterter persönlicher Muth. Bei heutigen Fehden herrschte die Feder, oft von so mädchenhaft weichen Händen geführt, wie sie der junge Diplomat besaß.

Eins dankte Josa dem Baron oft mit warmer Empfindung, im tiefsten Herzensgrunde: daß er ihr gegenüber seit seiner Ankunft den Zweck seines Besuchs noch niemals angedeutet hatte, daß er ihr somit die allerfreieste Entschließung anheimgab. Denn die brieflichen Andeutungen der Baronin Isbary und die leisen Anspielungen Helenens schien Josa zu übersehen und nicht zu hören. So schwand die Hälfte der Fastenzeit, so kam das Ende näher, was sie doch eigentlich noch so fern wünschte.

Es war am Tage nach einem gewaltigen Borasturme als die Bewohner des Palazzo Dario, mit

Ausnahme des Conte Stipe, der verstohlen zwischen Mittag- und Abendessen eine Siesta hielt, im Salon der Hausfrau versammelt waren. Die Damen hielten Handarbeiten, die wenig gefördert wurden, zwischen den Fingern, die Herren blätterten in Photographien und Journalen, und das Gespräch stockte häufiger als sonst. Don Ive, welcher gekommen, um Conte Stipe und Contessa Lele nach ihren Befehlen für die Osterfeiertage zu fragen, saß auf einem Schaukelstuhle, ängstlich bemüht, sich sowenig als möglich zu bewegen, um die Balance nicht zu verlieren.

Der Sohn des Hauses hatte sich an den Kamin gestellt, welcher natürlich kalt war; sein Gesicht trug einen finstern Ausdruck, und es war Josa nicht entgangen, daß seine Blicke sich mühten, denen der schönen Stiefmutter zu begegnen, während Frau Helenens blaue Augen mit großer Geschicklichkeit die Kaminecke mieden.

Auf Josa's Brust lag es wie ein Alp, man sprach jetzt bereits vom Ende der Fasten; damit endete auch die ihr stillschweigend gewährte Frist.

Der einzig Unbefangene schien der Baron zu sein; er versuchte dann und wann die beklemmende Stille zu unterbrechen und machte gegen Don Ive einige kleine Scherze.

„Und ich sage es doch," rief der würdige Herr, „Sie leiden nicht mehr an der Seekrankheit, wenn ich Ihnen einen Zapis gebe. Sie werden sehen! Hat sich doch erst gestern wieder mein Mittel bewährt; die Bora riß bekanntlich ein Lloydschiff vom Anker und trieb es gegen ein anderes — wer kam von zwei Spalatinern davon? Der Lole (Lorenzo), ein Matrose, welcher Tags vorher seinen Zapis bei mir holte, während der Jose (Joseph) wie eine Maus ertrank."

„Wißt Ihr auch, was dem Lole mehr half als Euer Segen?" rief Carle vom Kamin herüber; „daß der brave Kapitän Miculic ihn rettete. Der hat sich überdies wie ein muthiger Kämpfer benommen mit wahrer Todesverachtung; der Gouverneur der Stadt hat ihm bereits mit einer Deputation seine Ehrenbezeigung überbracht."

„Unser rauher Seebär?" fragte die Gräfin. „Ich denke doch, er hätte es nicht nöthig, sein Leben um eines gewöhnlichen Matrosen willen in die Schanze zu schlagen, er, der Erbe solcher Reichthümer."

„Nico Miculic gibt wenig darauf — und am Leben selber liegt ihm auch nicht viel," erwiederte der junge Graf.

„Und — ein Matrose ist doch auch immerhin

ein Mensch!“ sagte der Diplomat mit einer leisen Anwandlung von Ironie.

„Für dieses Wort danke ich Ihnen, Baron,“ rief Josa mit tiefer Stimme, nachdem sie vorher wie theilnahmlos dagesessen.

„Ideen,“ meinte Frau Helene spöttisch, „die nicht immer den Dario eigen — sie haben mit manchem Menschenleben gespielt und manches vernichtet.“

„Meine Zapis helfen — “; aber Don Ive kam mit seinen Anpreisungen nicht weiter, denn, indem die Hausfrau eine bequemere und zugleich graziösere Stellung annahm rief sie:

„Auch gegen unbehagliche Verehrer, Don Ive? Dann geben sie mir gelegentlich davon, denn ich wie Don Stipe, wir lieben es Beide nicht, wenn ich angeschwärmt werden sollte. Ich meine nur — für die Zukunft.“

Don Carle riß an seinem schwarzen Schnurrbart und stieß mit dem Fuße gegen das vergoldete Kamingitter, sodaß es einen klirrenden Ton gab.

„Unsere Nerven, Don Carle!“ rief Frau Helene und ließ ihren Fingerhut fallen. Als ihn der junge Mann in ihre Hand legte, berührten sich die Finger eine Secunde länger, als nöthig gewesen; so wollte es wenigstens Josa dünken.

„Es ist gut," sagte Don Ive zu dem Deutschen, „daß unser Volk an seinen alten Bräuchen hängt, gut für das Volk, denn es ist arm und hat sonst keinen Halt; gut für den Adel, der dadurch seine Macht nicht einbüßt, und endlich auch für die Regierung. Da haben sie versuchen wollen, die Charfreitags-procession abzuschaffen — es wäre der Aufklärung entgegen, unter dem Kreuze zu gehen, ein schwächlicher Mensch könne unterliegen; es ist nicht gelungen, wir haben sie und behalten sie."

„Ein barbarischer Brauch!" rief Helene; „denken Sie," wandte sie sich an Günther, „an jenem Tage geht eine Procession von dem Dom bis zur Kirche Alla buona morte (Zum guten Tode), Männer, denen eine Buße auferlegt ist, vermummt unter Kreuzen, und hinter ihnen der ‚größte Sünder der Gemeinde' unter einem sandgefüllten Kreuz. Nur das entsühnt ihn — natürlich bleibt das Geheimniß des Trägers vom Priester der Buona morte gewahrt. Und man sagt, die edelsten Namen haben sich schon unter das Kreuz gebeugt."

„So ist's," bestätigte Don Ive.

„Natürlich munkelt das Volk und räth hin und her — und so heißt es auch, daß selbst ein Bruder

meines Gemahls — Don Ive, was soll seine Schuld gewesen sein?"

Der Kaplan faltete die Hände. „Die Heiligen mögen sie ihm längst vergeben haben; man sagte, er habe seine Blicke unerlaubterweise auf die zweite Frau seines Vaters gerichtet, die Mutter unsers illustrissimo Conte Stipe. Da legte ihm der Hauskaplan, damals ein Don Duje, das Kreuztragen als größtem Sünder des Kirchensprengels auf. Ob es so war? Die Heiligen wissen's. Aber der junge Conte starb ein halb Jahr später an der Lungenschwindsucht, und das Volk behauptete, die habe er sich durch die Anstrengung unter dem Kreuze zugezogen."

„Armer Pane — man hätte eine vernünftigere Strafe finden — ihn fortsenden sollen übers Meer!" rief Helene. „Nun, ich denke, wir sind doch ein wenig aufgeklärter geworden, und das war der letzte Dario, welcher solch entehrende Strafe trug."

„Sie war verdient," fiel Josa ein.

„Ist's wahr," fragte die Gräfin, „daß man eigentlich nicht in Stipe's Gegenwart von seinem Bruder sprechen soll?" Sie fuhr mit einem kleinen Schrei zusammen, denn zufällig hatte sie den Blick erhoben und den Genannten drüben in der Thür-

öffnung bemerkt. Dort konnte er schon lange gestanden und das ganze Gespräch gehört haben.

„Ah, mein Gemahl.“

„Niente!“ sagte dieser auf ihren flehenden Blick. „Ich weiß nicht, ob es wahr, was man von dem armen Pane erzählt — aber die Sitte, welche Du vorhin verdammtest Lele mia, ist und bleibt den Dario heilig.“

Frau Helene athmete erleichtert auf — ja sie konnte stolz sein auf ihre Erziehungsresultate mit dem Gatten. Er nahm in jeder Beziehung Rücksicht auf sie. Das ließ sie auch die Frage wagen:

„Ihre eigene Mutter, Conte Stipe, litt sie nicht bei dieser dalmatinischen Don Carlos-Geschichte?“

„Sie war rein und heilig, wie die Muttergottes selber,“ entgegnete Stipe mit feierlichem Ernst — „all die Frauen im Palazzo Dario waren es.“

„Und Ihr Vater, mein Gemahl? Wußte er um des Sohnes Schuld?“

Nur sehr langsam kam die Antwort: „Drum wissen, hätte für meinen Bruder den Tod bedeutet. Ueber die Sache gesprochen ward nur vom Volke, es hätte wohl niemand gewagt, zum Conte zu reden.“

Und der Sohn dieses „eisernen alten Dario,“ wie das frühere Familienhaupt genannt ward, sah

in diesem Augenblicke selber wie eine Erzgestalt aus.

Indem die blonde Frau ihre Stickerei zusammenfaltete, dachte sie: Ich habe die König Philipp immer für dichterische Phantasiegestalten gehalten; der da hätte das Zeug zu einem von Fleisch und Blut.

Der Hausherr forderte die Herren zu einer Partie Billard auf; als sie gegangen, sagte Helene nach einer Pause:

„Welch grauenhafte Sagen in Eurer Familie sind, Josa, man sollte sich in diesem alten Palazzo fürchten!"

„Mit einem reinen Gewissen?" fragte die tiefe Mädchenstimme, „nur der Schuld folgt hier Rache und Sühne; das war von Alters her und ist recht so!"

Die Seidenschleppe rauschte über den Teppich aus dem Gemach.

Josa blieb, die Hände im Schooß verschlungen, eine Weile regungslos sitzen; dann seufzte sie tief auf und sprach vor sich hin: „Gespenster — nichts als Gespenster!"

* * *

Es war an demselben Abend, um einige Stunden später. Bei der Cena, der Abendmahlzeit, hatten

Conte Stipe und der deutsche Baron eine Jagdstreiferei verabredet, wozu man noch in der Nacht auf ein Landgut des Grafen hinüberfahren wollte, um bei Tagesanbruch sich dort zu erheben und die Partie zu beginnen. Don Carle, welcher schwankend und unsicher schien, zog sich im letzten Augenblick zurück, indem er vorgab, daß er am nächsten Morgen nöthige Briefe zu schreiben habe.

Helene hob die Hände. „Conte Stipe, glauben Sie daran? Er hat wol neulich nicht umsonst von dem Carnevaletto delle donne gesprochen; glauben Sie nicht, daß ich ihn beaufsichtigen muß?“

Der alte Conte lachte, daß sich seine kräftige Gestalt schüttelte.

„Oh, oh, mia cara, Du magst nicht unrecht haben — aber, bei den Heiligen, ich hab's nicht besser gemacht in meiner Jugend. Und die Zeiten der Thorheit sind doch bald für ihn vorüber, wie, Carle? Und dann hören wir eines Tages von einer römischen Principessa!“

Der junge Conte hustete wie in Verlegenheit und sagte mit erzwungenem Scherz:

„Sie wußten die Freiheit doch auch zu schätzen, mein Vater?“

„Aber das Gefangensein in süßen Banden hinter-

her nicht minder," antwortete Conte Stipe und nickte der Gattin zu.

„So gehen Sie doch auch!" drängte Helene, als die beiden Andern sich verabschiedet hatten, den Zurückbleibenden.

Er warf einen beinahe drohenden Blick auf ihr spöttisches Gesicht.

„Ich will nicht!"

„Wissen Sie, Carle, daß Sie ein eigensinniger Knabe sind?" fragte die schöne Frau.

„Wurde ich bisher für einen Knaben von Ihnen gehalten, mit Recht vielleicht, so sollen Sie mich bald auch als Mann kennen lernen," brauste der junge Graf auf, Feuer in Ton und Blick.

Helene drehte sich in ihrem Sessel.

„Josa, komm mir zu Hülfe gegen diesen unartigen Sohn!"

„Sohn!" sagten Carle's Lippen wie ein dumpfes Echo, und man hörte deutlich das Knirschen seiner Zähne.

Don Ive kam aus einer Ecke, wo er sich nach dem Abendessen wahrscheinlich einem kleinen Schlummer überlassen, jetzt auf die Tochter des Hauses zu, hob segnend die breiten Hände, gelangte aber damit, weil er sehr klein von Gestalt, nur bis zur halben Hauptes-

höhe bei dem schönen Mädchen, und murmelte, er wolle nach Pozzobuon gehen. Josa fragte ihn nach einigen Armen und ließ später eine Goldmünze in seine Finger gleiten:

„Laßt für mich beten, Don Ive — für mein schwankend Herz.“

Der Kaplan betheuerte bei seiner Seelen Seligkeit, daß *ein* so sündloses Wesen wie die Contessina nicht zum zweiten mal auf der Welt existire, steckte aber das Goldstück doch in die Tasche seines weiten schwarzen Rockes, indem er hinzufügte, Fürbitte könne allerdings niemals schaden.

Während dieses Zwiegesprächs hatte sich Don Carle der Stiefmutter genähert und sich zu ihr hinüberbeugend gesagt:

„Wissen Sie, daß ich's nicht länger ertrage?“

„Was?“ fragte die zierliche Frau mit möglichster Unbefangenheit.

„Ihr Spiel, Ihre Grausamkeit!“ gab er grollend zurück.

„Aber — was wollen Sie, Conte? Sie verkennen mich. Ich strebe mit aller Kraft danach, meine Mutterrolle —“

Er faßte nach ihrer Hand und preßte sie, daß sie kaum einen Schmerzensschrei zu unterdrücken vermochte.

„Das eben ist's, Helene; ich will und kann Sie nicht als Mutter betrachten."

„Ah —," flüsterte sie, und ihre Blicke trafen für die Dauer einer Sekunde die seinen; „bin ich Ihnen ebenso sehr verhaßt, als ich's Ihrer Schwester bin?"

Diesmal waren die schlanken Finger, nach welchen er suchte, in den Falten des Kleides verschwunden.

„Verhaßt?" wiederholte er und beugte sich zu ihr, daß sein heißer Athem ihre leicht gerötheten Wangen streifte, „o, Helene, Sie wissen es zu gut, daß ich Sie —"

„Still!" rief sie befehlend, und so sprachen seine Lippen das verhängnißvolle Wort nicht aus, welches seine Blicke doch schon oft genug gesprochen.

„Gut!" murmelte er, nach Josa und Don Ive hinübersehend, „ich schweige jetzt, aber ich muß Sie noch sprechen, noch heute —"

„Unmöglich, Carle, seien Sie kein Rasender!"

„Ich werde es, wenn Sie nicht willfahren."

„Carle!"

„Ich werde es," fuhr er dringender fort, „wenn Sie nicht wollen, daß ich alle Rücksicht vergesse auf mein Vaterhaus, auf den Urheber meiner Tage!"

„Um Gott, schweigen Sie!" bat sie jetzt.

„Nun, wenn Sie mir versprechen —"

Sie sann einen Moment nach und sagte dann:

„Ich bin häufig noch vor dem Schlafengehen unten im Hofe, neben dem Springbrunnen; zufällig können Sie mich dort treffen. Aber, wie heißt es in dem deutschen Trauerspiel? Vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Mutter bin! Ich hasse alle Tragik."

Don Ive hatte sich endlich genähert, um sich von der Dame des Hauses zu verabschieden.

Als hätten sie über die harmlosesten Dinge geredet, wandte sich Helene wieder an den Conte: „Also ein Lustspiel? Können Sie Josa und mir Ihren Plan nicht ein wenig enthüllen?"

„Schwer," sagte der junge Mann, „doch werde ich ihm den Namen „Ein Morgentraum" geben, es kommt auch eine seltsame Art von Liebesbriefen darin vor. Man ritzt gegenseitig die Geständnisse in Agavenblätter, und wie die wachsen, mit ihren Inschriften, wächst auch die Leidenschaft —"

„Höchst originell!" meinte die Gräfin; „das ist in der That neu — ein Liebesbrief auf einem Agavenblatt. Und das Ende, mein Herr Dichter?"

„Das Ende weiß ich noch nicht, es soll aber lustig sein, sehr lustig."

Frau Helene gähnte scheinbar hinter der vorgehaltenen Hand.

„Und ich bin sehr müde — bis morgen, Herr Poet! Vielleicht finden Sie das Ende Ihres Stückes — im Traum!“

„Jedenfalls!“ sagte er und zog die Hand, welche sie ihm reichte, an seine Lippen.

Als die Gräfin den Salon verlassen hatte, stand das Geschwisterpaar noch eine Weile nebeneinander; Josa sah erstaunt in das erregte Gesicht des Bruders.

„Was ist Dir, Carle? Deine Lustigkeit ist so seltsam?“

„In der That?“ fragte er und strich die schwarzen Haare aus der Stirn. „ja, das Erbtheil der antiken Ruhe ist mir nicht geworden, Schwesterchen! Ich möchte Dich um dieselbe beneiden.“

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wenn Dich etwas drückt, Carle, so denke, daß ich, obwol nur ein Weib, doch ein guter Kamerad sein kann Liebst Du die Römerin?“

Er lachte dumpf.

„Würde mich das krank machen? Ich brauche ja dort nur ein Wort zu sprechen; aber ich betrachte das — als einen letzten Versuch.“

„So hast Du Schulden — hast gespielt?

„Nein, kluge Schwester, aus solcher Noth risse mich Nico.“

„Und der — kann Dir nicht helfen?"

„Nein — Niemand als ich selber!"

„O mein Gott!" stöhnte das Mädchen, und als der Bruder ihr jetzt Gute Nacht sagte, hatte sie keine Frage mehr. Sie blieb regungslos auf dem gleichen Platze, dann preßte sie die Finger an die Schläfen: „Meine Ahnung, meine Ahnung!" Sie sah sich mit einem erschrockenen Blick um, als fürchte sie, schon zu viel gesagt zu haben; dann aber richtete sie sich entschlossen empor und murmelte: „Wenn Niemand da ist, der über die Ehre der Dario wacht, so will ich es sein!" Und ihre schwarzen Augen blitzten muthvoll.

An der Thür ihres Gemaches fand sie Bare; sie ließ sich von ihr in das weiße Nachtgewand hüllen und verabschiedete sie dann stumm. Ruhelos wanderte sie auf und nieder, die Luft kam ihr eng und gepreßt, wie moderig vor. Der Kreuzritter blickte von der Gobelintapete höhnisch auf sie herab; die alten Dogenmützen auf den Stühlen erschienen ihr rissig, die kniende Contessa Dario mit ihrem Mutterstolz plötzlich wie eine büßende Magdalena.

Es litt sie nicht länger hier, sie trat hinaus auf die Galerie und sah in den Hof hinab. Wie viele Frauen ihres Geschlechts hatten hier wol schon die

erquickende Nachtluft genossen — wenn sie jetzt wiederkämen, geweckt aus ihren Grüften, durch die dem Hause Dario drohende Schande. Sie sprach das Wort halblaut vor sich hin, und ein Schauder durchrieselte sie.

Unten plätscherte der Springbrunnen zwischen dem Oleander- und Orangengrün; ihr Kopf war so heiß, sie sehnte sich, ihre Schläfen dort zu baden. Vielleicht konnte sie mit dem kühlenden Strahl ihre wirren Gedanken fortspülen, vielleicht gewahrte sie dann, daß sie nur geträumt.

Geräuschlos stieg sie die Wendeltreppe hinab — der Springbrunnen hätte auch ohnehin ihre Schritte nicht vernehmbar gemacht — aber da, was war das? Zwisch n das Plätschern hinein ein Geräusch, wie das Flüstern von Menschenstimmen, ein dunkler Schatten, eine weiße Gestalt — sah sie Gespenster mit offenen Augen?

Conte Carle war aus dem Salon sofort unbemerkt in den Hof geeilt; dort lehnte er auf der Marmorbank, fieberhaft spannte sich jeder Nerv. Würde Helene kommen? Hatte sie nicht auch jetzt ein Spiel mit ihm getrieben in dieser seltsamen Art, die ihn zu gleicher Zeit anzog und abstieß? Er hatte nach jener Begegnung am Meeresstrande, als er die Un-

bekannte als Gattin seines Vaters wiederfand, redlich gestrebt, das kleine Abenteuer mit den harmlosesten Blicken zu betrachten; aber die Koketterie der schönen, nixenhaften Frau ließ das nicht zu; wie viel sie selber bei dem Spiele empfand, wer konnte sich Klarheit darüber verschaffen? Und so war der heißblütige Südländer immer tiefer in die Leidenschaft hineingerathen, sodaß ihm die Wogen derselben über dem Kopfe zusammenschlugen. Nun wollte er selber wissen, was Helene —

Da sprang er empor, sie kam unhörbar dort über die Marmormosaik, und jetzt stand sie neben ihm im Mondlicht, mit aufgelöstem blondem Haar, wie eine Nixengestalt.

„Dank, Dank,“ stammelte er erregt und suchte nach ihrer Hand, die Finger, welche er endlich gefaßt hielt, waren kühl und erwiderten den Druck der seinen nicht.

„Vor allen Dingen Ruhe, mein Freund!“ sagte Helene und ließ sich auf die Bank nieder. „Sie haben mich sprechen wollen im Geheimen, und da bin ich — denn obwol Sie genug Gelegenheit haben, mir am Tage zu begegnen, hielt ich es doch für klüger, Ihnen hier zu sagen, daß — Sie recht thöricht waren in der letzten Zeit und sehr viel Dinge schwatzten, die ich lieber nicht gehört.“

Er schien mehr dem Wohllaut ihrer Stimme zu lauschen, als den Sinn ihrer Worte zu erfassen; sie sah wunderbar schön aus in dem Silberlicht; ähnlich, auch mit den lang herabfließenden goldenen Haarwellen, hatte sie in einer Mondnacht neben Conte Stipe auf dem Schiffe gestanden und gesagt: „Nehmen wir Abschied.“

Vielleicht dachte sie daran, als sie leise seufzte.

Carle ließ ihre Hand nicht los.

„Was Sie auch sagen, Helene — ich weiß nur Eins zu erwidern — “

„Still, Carle — “ — ihre Augen leuchteten seltsam — „ich will Ihnen etwas erzählen. Ich kam als eine Fremde — und sehr ‚unberechtigt‘ in Vieler Augen, hier in Ihr väterliches Haus. Ach, ich war so glücklich, einen Arm zu finden, der mich schützte vor der Welt dort draußen. Aber ich sah mit Bangen dem Tage entgegen, an welchem die Kinder heimkehren würden unter dieses Dach. In Josa fühlte ich beim ersten Blick Feindseligkeit — Sie, Carle —“

Sein heißer Athem streifte sie wieder.

„Ich war kein Fremder mehr, Helene, als wir uns Aug' in Aug' hier gegenüberstanden — o Helene, warum mußte es so sein? Warum mußtest Du hold-

seliges Geschöpf von einer Hand erfaßt werden, die Dich nicht mehr mit den Rosen glühender Liebe zu schmücken vermag, warum sollst Du einen Lebensabend verschönen, statt mit gleichgestimmter Seele Morgen und Mittag zu genießen? Warum konntest Du nicht warten? Warum mußte ich zu spät kommen?"

Es wurde ihm nicht gleich Antwort, der blonde Frauenkopf neigte sich ein wenig tiefer auf die Brust. Vielleicht hatte Helenens Herz im Stillen auch schon einmal diese Frage gethan. Endlich flüsterte sie:

„Ueber geschehene Dinge soll man nicht reden, sondern sie tragen, Carle!"

„Wenn ich aber nicht will, nicht kann?" brauste er auf.

Sie lächelte matt. „Ich bin ein schwaches Weib, — aber ich habe Muth!"

„So spricht die kühle Vernunft, nicht das Herz. Weißt Du denn nicht, Helene, was die Liebe ist?"

„O!" seufzte sie.

„Liebe, diese alles bewältigende Macht! Helene, wenn Du nur die kleinste Regung für mich fühlst —"

Sie machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und sagte dann rasch:

„Verlangen, erzwingen Sie keine Geständnisse,

Carle. Wir müssen uns fügen; seien Sie mir ein Freund, da Sie mir nichts Anderes sein dürfen!"

Er stieß einen Wehlaut aus und sank vor ihr auf die Knie.

„So nicht, Helene, das nicht — halte mir nicht das kalte Wort Pflicht entgegen. Wir sind füreinander bestimmt, das fühlte ich beim ersten Sehen — und darum nehme ich auf den, welcher Dich mir zu entreißen suchte, keine Rücksicht. Sprich ein Wort, und wir fliehen, fliehen, wohin uns Niemand folgen kann."

„Geh!" sagte sie.

„Nein!" rief er, seiner Leidenschaft nicht mehr Herr, „nicht eher, als bis Du gesprochen – nein, sage nichts, diese Lippen, welche ich einmal küßte" — er riß die zierliche Gestalt mit Heftigkeit an seine Brust; „ich bin —"

„Du bist der größte Sünder, den die Erde trägt!" sagte eine klare Stimme, und hoch aufgerichtet stand Josa vor dem Paar.

Frau Helene stieß einen leisen Schrei aus und sank auf die Bank zurück, während Carle sie wie eine Geistererscheinung regungslos anstarrte.

Das blasse Mädchen – sie glich in dem weißen Gewande, das lose an ihr herabfiel, in der

That jetzt einer Göttergestalt — näherte sich langsam der Sitzenden.

„Frau Gräfin, der Abend ist kühl und Sie werden sich unfehlbar eine heftige Migräne zuziehen. Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf Ihr Zimmer begleite?“

Helene erhob sich, schüttelte Josa's ausgestreckte Hand von sich und floh geräuschlos nach dem Portal, das zur Haupttreppe führte.

Als sie verschwunden war, hob ein tiefer Seufzer die Brust des Mädchens.

„Nun zu Dir, Conte Carle Dario!“

Sie sprach das so feierlich, als säße sie zu Gericht; dann hob sie den Arm und deutete auf die altersgeschwärzten Mauern.

„Sie sind nicht zusammengefallen, um den Frevler, den Haus- und Tempelschänder unter ihren Trümmern zu begraben? Den letzten Dario, den Unwürdigsten dieses alten Stammes!“

„Josa!“ rief er grollend.

„Aber sie haben gebebt und aus ihren Fugen und Ritzen schreit es fortan: Verrath — der Sohn verräth den Vater.“

Carle schlug die Hände gegen das Gesicht — sein Vater, es war das Weib seines Vaters, das

er begehrt. Es hatte sich das Helene gegenüber nicht gestanden, nicht an diesen heiligen Namen gedacht. Sobald er die zierliche Gestalt sah, in ihre lachenden Augen blickte, hatte er die Welt um sich her vergessen, war ihm der Conte Dario nur ein Fremder gewesen, der eigenmächtig in seine Rechte gegriffen; denn er hatte sich in seiner Leidenschaft vorgesprochen, daß Helene nur ihm bestimmt gewesen vom Schicksal. Und sie selber, die schöne, gefallsüchtige Frau, welcher die maßlose Huldigung des jungen Mannes schmeichelte, hatte wol das Wort „Sohn“ betont, aber in einer so koketten Manier, daß es stets seinen Zorn herausforderte. Sie hatte nach und nach eine Macht über ihn gewonnen, die ihn wehrlos sein ließ wie einen Schulknaben.

Er hätte Josa's Lichtgestalt fliehen mögen; er bangte vor jedem weitern Worte, das diese strengen Lippen reden würden.

„Mädchen!“ kam es gepreßt, beschwörend, aus seiner Brust; aber Josa fuhr fort:

„Und morgen, wenn die Sonne scheint, so kriecht es hervor aus seinen Winkeln, das Gerücht, und die zischenden Zungen flüstern einem alten, grauhaarigen Manne in die Ohren: Du bist verrathen,

Deine Ehre ist verletzt, und die Blicke heben sich anklagend gegen den einzigen Sohn — und der Vater greift zur Waffe, und wenn der letzte Dario in seinem Blute zu seinen Füßen liegt, so heißt der alte Mann — ein Mörder, und er that doch weiter nichts, als daß er, um seine Ehre zu rächen, einen Frevler bestrafte. Conte Stipe Dario — ein Mörder!"

Sie hatte das wie eine Seherin gesprochen, das Haupt und die Rechte zum Himmel erhoben.

Der junge Mann knickte unter ihren Worten zusammen, als träfen ihn wuchtige Schläge.

„Josa — Josa — hab' Erbarmen!"

„Erbarmen mit einem Feigling?" fragte sie schneidend.

Er faßte nach ihrer Hand. „Was Du da sagst, ist entsetzlich. O, mein Gott, schone meinen alten Vater!"

„Thatest Du es, indem Du frevelnd die Hand seines Weibes berührtest?"

„O, meine Schwester!"

„Nenne mich nicht mehr so — ehe Du entsühnt bist," sagte sie herbe, und dann wieder kam es verzweiflungsvoll über sie — „aber was kann Dich entsühnen? Was dem armen, alten Mann, der jetzt

drüben auf dem Landhause sorglos die Augen schließt, die Schmach, die Schande ersparen? Was?"

Der Conte rang die Hände. „Mein Vater!" stammelte er, „mein alter Vater — ich habe an den Namen nicht gedacht die ganze Zeit, nur sie, sie gesehen. O, Josa, spar' ihm den Schmerz, sag' mir, was ich thun, wie ich handeln soll. Soll ich fliehen und verschollen bleiben? Soll ich mich tödten, um ihm diese That zu ersparen? Sprich, Josa — sprich!"

Sie schüttelte verächtlich den Kopf.

„Flucht oder Selbstmord für einen Dario? Das wäre das erste Mal! Und es ist Beides so feige. Nein, lieber seh' ich Dich von des eigenen Vaters Hand fallen! Du hast wie ein Ehrloser gehandelt; ertrag', handle nun wie ein Mann!"

Er sank ächzend auf die Bank; sie blieb stehen, ihr Antlitz war geisterhaft blaß. Plötzlich machte sie eine Bewegung.

„Du wirst Dich dem unterwerfen, was ich jetzt sage? Dem einzigen Mittel, welches Dich vor Dir und mir entsühnen kann, wenn Conte Stipe noch keinen Verdacht geschöpft hat?"

„Allem, Josa!"

„Dann höre: Du bist der größte Sünder des Kirchensprengels — und darum wirst Du übermorgen das große Kreuz in der Procession tragen.“

„Josa!“ schrie er auf.

Sie schien das Abwehren, Erschrecken, welches in seinem Ton lag, nicht zu hören.

„Du wirst zum Pfarrer des Buona morte gehen und um die Gunst bitten — er wird nicht fragen und Dein Geheimniß wahren.“

Er blickte düster vor sich nieder, während sie jede seiner Bewegungen beobachtete. Endlich sagte er mit bitterm Lächeln:

„Wir waren Beide draußen in der Welt, und weder Du noch ich dürften glauben, daß jener Bußgang in Wahrheit eine Entsühnung wäre —“

Josa legte ihre schlanken Finger auf seinen Arm.

„Was könnte Dich moralisch entsühnen, Carle? Nichts auf der Erde — aber bei der physischen Anstrengung müßtest Du denken, wie fromm Deine Väter und Urväter geglaubt, wie sie versucht, nur recht zu handeln, und wo sie fehlten, ohne Scheu, vor allem Volk wie vor ihrem Gott büßten. Die moderne Welt verspottet dergleichen — und doch liegt ein so tiefer Sinn darin. Wohin Du auch gehen würdest, Carle, die Schuld nimmst Du mit

Dir! Die körperliche Buße soll Dir nur Zugeständniß sein!“

Er reckte seine Arme und dehnte den Körper, als ächze er schon unter der angedrohten Last. Er war ein eleganter Reiter, ein guter Tänzer, aber athletische Kunststücke traute er sich nicht mehr zu. Seine Schönheit — er hatte etwas von einem schlanken Merkur — war es gewesen, die ihm allerwärts die Frauenherzen hatte zufliegen lassen; sollte er die riskiren? Um einer Laune willen? Denn jetzt bereits betrachtete er seine Neigung zu Frau Helene mit andern Blicken; sein hell emporloderndes Feuer war unter den Reden der strengen Schwester merklich abgekühlt.

„Josa — es ist eine Anstrengung, der kaum ein starker Mann gewachsen ist. Und sagte man nicht heute, des Vaters Bruder habe sich den Tod dabei geholt?“

Sie schüttelte verächtlich das Haupt.

„Du bist freilich nicht mehr der, welcher einen Nico Miculic an Körperkraft übertraf, Du bist ein Weichling geworden! Aber — wäre es Dein Tod, es ist doch besser, als morgen von Vatershand zu fallen.“

„Ich will!“ sagte er dumpf.

Sie ging einige Schritte auf und nieder, wie um durch die Bewegung ruhiger zu werden, dann blieb sie wieder vor ihm stehen.

Noch einmal machte er den Versuch, sie milder zu stimmen:

„Du hast mein Schicksal in der Hand, Josa — auch das Helenens —“

„Ja!“ entgegnete sie eisig.

„Ich büße — sie ist unschuldig, vergiß das nicht — sie wollte mich fortsenden.“

„Nachdem sie den Triumph gehabt, Dich zu ihren Füßen zu sehen — den Sohn des Mannes, welchen sie mit ihren kleinlichen Künsten berückt,“ erwiderte Josa verächtlich.

„Sei nachsichtig, es haben nicht alle Frauen eine Gewalt über Herz und Sinn wie Du!“

Ihre Hand fuhr nach ihrer Brust, als verspüre sie dort eine schmerzende Empfindung; dann richtete sie sich rasch wieder empor und sagte in jenem bittern Tone, in welchem sie vorhin gesprochen:

„Ich werde, ich darf sie nicht antasten — sie heißt Dario, und Conte Stipe würde, wenn er Verdacht schöpfte, ein so schrecklicher Rächer sein, wie er jetzt ein geduldiger Anbeter ist“

Carle hatte die Hände geballt, er fühlte das

Schmachvolle seiner Lage diesem entschlossenen Mädchen gegenüber.

„Und — ich?“ fragte er.

„Dir bleibt als einzige Rettung - die Heirath.“

Erleichtert seufzte er auf, und nur wie zu sich selber sagte er: „Vittoria Baldi ist schön und reich, und ich habe sie allen Erbinnen, welche man mir vorschlug, vorgezogen.“

Josa's Lippen zuckten wieder. Dieser Mann da vor ihr hatte bis zur Stunde eine sündige Liebe im Herzen getragen, nun warf er sie hinter sich und schaute nach einem reinen Gestirn aus.

„Wie schlecht ist die Welt!“ rief sie plötzlich in deutscher Sprache aus; dann strich sie die schwarzen Haare aus der Stirn und wandte sich wieder dem Bruder zu:

„Morgen wirst Du dem Vater sagen, daß Du reist, um von Vittoria das Jawort zu holen. Du nimmst Abschied, verbirgst Dich bei Nico, gehst den Bußgang und begiebst Dich dann nach Rom. Wenn Du verheirathet bist, wirst Du an einen Traum glauben — und das wird gut sein.“

Er schwieg; was blieb ihm, dem energischen Mädchen gegenüber, als stumme Ergebenheit? Sie

erschien ihm wie eine Schicksalsgöttin, aber eine grausame.

Oben auf der Galerie ließ sich ein Geräusch vernehmen. Josa zog den Bruder hastig in das volle Mondlicht.

„Bare,“ rief sie heiter empor, „sieh, ich bin noch wach mit Conte Carle, der schöne Abend lockte uns. Aber nun ist's doch endlich Schlafenszeit. Gute Nacht, Carle!“

Sie stieg langsam die Wendeltreppe empor, beruhigt über die vielleicht spähende Dienerschaft. Hatte man vorhin Gräfin Helenens weißes Gewand gewahrt, jetzt würde man mit Sicherheit beschwören, daß nur Bruder und Schwester im Hofraum gewesen.

Oben, vor ihrem Betstuhl kniete sie nieder — die Madonna lächelte lieblicher als je; als sie sich erhob — Gebete waren nicht über ihre Lippen gekommen — sagte sie laut: „Ich habe recht gethan!“

* *
*

Die Jäger waren erst um die Mittagsstunde des folgenden Tages zurückgekehrt, der Conte Stipe in heiterster Laune, denn er hatte allerhand Stoff, den Baron wegen seines Jagdunglücks zu necken.

So wurde es dem Sohne leicht, seinen Vater um Erlaubniß zu der römischen Reise zu bitten.

„In der That und so schnell, Carletto?“ rief der alte Herr verwundert. „Ah, wie recht hatte doch Contessa Lele! Ja, die Frauen haben eben einen beneidenswerthen Scharfblick! Also die Liebe hat Dich in der letzten Zeit so bleich gemacht? Schade, daß Contessa Lele diese Prophezeiung nicht eintreffen sieht; sie hat entsetzliche Migräne, und selbst ich darf nicht einmal zu ihr. Aber ich will ihr Deine devotesten kindlichen Grüße und Wünsche überbringen.“

Damit war das Thema abgethan; man speiste ohne die Herrin des Hauses, und nach der Mahlzeit setzten sich der Conte und Baron Günther an das Schachbrett.

Der junge Diplomat war zum unentbehrlichen Gesellschafter des Hausherrn geworden, vielleicht weniger zu seiner eigenen Genugthuung als zur Erleichterung Josa's.

„Kapitän Nico Miculic!“ meldete Mare dem Conte Carle.

Die Augen der Geschwister trafen sich; Josa sah zufrieden aus; sie bekam die Gewißheit, daß Carle sich willig und bußfertig ihren Forderungen fügte.

Als sie nach geraumer Weile den Salon verließ, um sich in ihr Zimmer zu begeben, begegnete sie den beiden jungen Männern im Corridor.

Nico grüßte ernst; eine Bewegung Josa's hinderte ihn, sofort weiter zu gehen.

„Ich möchte fragen," begann sie, gegen ihre Gewohnheit ein wenig befangen, „wie es Herrn Miculic, Ihrem Vater, geht?"

„Gut, Contessina, wenn er auch den nahen Abschied — ich gehe wieder in fremde Meere — diesmal schwerer zu nehmen scheint," erwiderte der Seemann.

„Sie wollen fort," sagte das schöne Mädchen, „so bald — und doch freuten Sie sich damals so sehr, die Heimat wiederzusehen?"

„Ich werde auch immer an sie denken — wenngleich mich wenig hier fesselt, außer den Angehörigen."

„Mag das Glück mit Ihnen sein, Don Nico!"

„Ich danke, Contessina!"

Sie zögerte noch, dann wurde sie plötzlich roth und stieß mit einer hastigen Bewegung die Thür ihres Zimmers auf.

„Hätten Sie Beide einen Augenblick Zeit einzutreten?" fragte sie leise.

Carle sah die Schwester erstaunt an — sie lud

Nico, den immerhin Fremden, in ihr Gemach, zu welchem sie dem Bruder so oft eigensinnig den Zutritt verweigert? Mit einer Verbeugung traten sie indeß gemeinsam über die Schwelle.

Josa blieb in der Mitte des Raumes stehen und wandte den jungen Männern ihr bleiches Gesicht zu — die großen Augen schimmerten in feuchtem Glanze.

„Es ist mir schwer um's Herz von Carle Abschied nehmen zu sollen, Don Nico — er geht auf die Brautreise, und das ist kein leichter Schritt. Und Sie vielleicht neuen Gefahren entgegen, auch Ihnen folgen meine Wünsche. Mag, wenn Sie Beide zurückkehren die gleiche treue Freundschaft Sie wieder verbinden!"

Don Carle zerrte gewaltsam an dem kleinen Bärtchen über der Oberlippe; er war den ganzen Tag in einem Zustande nervöser Ueberreiztheit.

Nico machte eine Bewegung, als wolle er nach der Hand der Contessa fassen, bezwang sich aber und sagte nur halblaut:

„Ich danke Ihnen für alle Güte — und mag Ihre Zukunft eine glückliche sein, Contessina! Wenn ich einmal sterbend in fremdem Gewässer der Heimat denke, so —" Nein, er konnte es nicht aussprechen,

daß ihr Bild ihn dann noch anlächeln werde! Ob sie ihn ohne Worte verstanden hatte?

Sie nahm plötzlich eine Schnur von ihrem Halse, an der ein goldenes Kreuz von feiner Renaissancearbeit hing.

„Don Nico, Ihre Mutter war stets gut gegen mich, und ich dachte oft bei ihrem Anblick an die meine. Jetzt kann sie Ihnen nicht Segenswünsche beim Scheiden zurufen oder nach Landessitte einen Talisman geben. Sie hielt viel darauf. Wir, Don Nico, haben in der Ferne über manchen alten Brauch lächeln lernen — und es liegt doch oft Lehrreiches darin. Ich habe kaum etwas Lieberes als dieses Kreuz; es soll auch ein Talisman sein, denn es umschließt einen Splitter vom Kreuze von Golgatha. Glauben Sie einen Augenblick, ich sei Ihre Schwester, und nehmen Sie es und denken Sie in der Ferne an Schwesterliebe, welche es gab.“

Sie reichte ihm die Hand, er nahm das Schmuckstück, glitt auf die Knie und küßte die schlanken Finger.

„Schwesterliebe!“ hörte sie ihn murmeln, und als sie die Hände wieder hob, blitzte ein heller Tropfen darauf. Dann wandte sie sich zum Conte.

„Soll ich der Gräfin ein Abschiedswort sagen?“

„Den Zweck meiner Reise — ich gehe, um mir das Jawort zu holen, und hoffe, ein neues Leben anzufangen.“

Sie fühlte, wie Carle sie umarmte, sie sah Beide gehen und stand unbeweglich.

Nach langer Zeit suchte sie wie schwankend einen Sessel. „Zwei Brüder — und vielleicht Beide für immer verloren!“ sagte sie leise.

* * *

Gräfin Lele Dario hatte vor dem Spiegel ihres Ankleidekabinets eigenhändig den echten Spitzenschleier geordnet, welcher, das goldblonde Haar bedeckend, weit über Brust und Arm auf das schwarze Seidenkleid fiel. Sie fand die Tracht kleidsam, die Sitte der Charfreitagsprocession dagegen „barbarisch“, wie sie, nach dem Salon hinüberschreitend, dem Baron Günther in die Ohren flüsterte.

„Aber — was wollen Sie thun! Man beruft sich auf das Herkommen, und cette chère Josa ist in dieser Beziehung so streng. Noch am Morgen war Conte Stipe schwankend, ob er unter den „Herren“ mitgehen solle — aber nur ein fragender Blick der Tochter, und er meinte, es sei nicht gut an alten Bräuchen zu rütteln.“

Josa, wie Jene in Schwarz, ebenfalls den großen Schleier über dem Haupte, lehnte in einer Fensternische. Sie war dem Baron nie so feierlich ernst erschienen — „monumental“ dachte er wieder, „ein fataler Ausdruck für eine Frauengestalt; das Liebliche, Angenehme spricht doch mehr an.“

Sie grüßte stumm auf des Barons Anrede — machte die alte Sitte sie so erregt, so bleich?

Helene's und Josa's Blicke begegneten sich nicht, sondern schienen sich ängstlich zu meiden; wenigstens war die blonde Frau sichtlich bemüht, beharrlich nach einer andern Richtung zu schauen.

„Don Carle ist also bereits in der Nacht abgereist?“ fragte der Baron die Gräfin.

„Man sagt so,“ entgegnete sie unbefangen; „mein Kopfschmerz verhinderte gestern, daß ich ihn noch sprach.“

„Wie schnell der Entschluß kam,“ meinte Günther.

„Guten Einfällen muß die That rasch folgen,“ sagte Frau Helene, und ein feines, etwas spöttisches Lächeln glitt um ihre Lippen. „Zögern — heißt oft tödten.“

Der Baron verstand ihre Andeutung, er warf einen beinahe ängstlichen Blick nach Josa hinüber, aber die schien dem Gespräch der Beiden nicht zu folgen.

„Wissen Sie," plauderte Helene nach ihrer kleinen „That", so bezeichnete sie ihre harmlosen Bosheiten, weiter, „daß ich nicht aus der Angst herauskomme? Erst hatte ich sie vor Josa, dann um Don Carle; nun droht eine römische Schwiegertochter, eine leibhaftige Principessa Doch junger Adel," setzte sie lauter hinzu, damit diesmal Josa hören mußte, „eine reiche Bankierstochter, welcher der alte Name Dario noch beneidenswerther scheint als der Besitz ihrer Million. Und Don Carle wird jene nicht verachten. Wissen Sie, seine schnelle Abreise wird auch den Grund haben, daß er heute die Procession nicht mitmachen muß. Es ist genug, wenn sich Conte Stipe aus Rücksicht fügt." Das Ende ihres Satzes wurde ein Gekicher.

Ueber Josa's blasses Gesicht zog es wie Wetterwolken; sie schien eine Erwiderung zu unterdrücken, und als der Baron sich mit einer Frage über den Charfreitagsgang, welche ihm Frau Helene nicht hatte beantworten können, näherte, erwiderte sie freundlich und ausführlich. Doch hatte sie eine kühle Reservirtheit in Aussehen und Wesen, sodaß sich der deutsche Verehrer eines etwas unbehaglichen Gefühls nicht erwehren konnte.

Der Conte und Don Ive traten ein, und dann verließ man gemeinsam den Palazzo.

„Ich empfehle Gattin und Tochter Ihrem Schutze, Herr Baron," sagte Conte Stipe unweit des Domes, „Sie selber werden einen unvergeßlichen Eindruck erhalten."

„Einen grauenhaften," fügte Gräfin Helene erläuternd hinzu und zog die feinen Schultern zusammen, als fröstelte es sie.

Der Baron bot ihr den Arm; Josa ging neben Don Ive und hinter ihr wie ein schwarzer Schatten die alte Bare, unaufhörlich in der Landessprache Gebete murmelnd. Der Anblick der Straßen war ein seltsamer; überall schwarze Gestalten, die Frauen verschleiert, die Fenster der Häuser schwarz verhängt, mattglimmende Oellämpchen auf den Simsen. Der siebente Glockenschlag verhallte dumpf, da wurde die Hauptthür des Doms aufgerissen und der Zug erschien.

Die Waisenkinder, Hand in Hand, eröffneten ihn; dann folgte eine Abtheilung Krüppel, Lahme und Blinde führten einander. Ihnen nach kam eine malerische Gruppe von Seminaristen in ihrer uniformen Tracht, mit den schwarzen Talaren, weißen Chorhemden, lila Kragen und dreieckigen Baretten;

dann die Brüderschaften, fromme Vereine, welche Kranke pflegen und Todte bestatten, in weiß und blauen Kitteln, sämmtlich Fackeln tragend, deren rothgelbe Flammen über die Gestalten des Zuges und die schwarze Mauer des Volkes unsicher hinzuckten. Jetzt die Gruppe der „Herren", die Edeln der Stadt, lauter stolze herrische Gestalten, die Träger uralter Namen, einer der Stattlichsten unter ihnen der Conte Stipe Dario. Er hatte das Haupt hoch emporgehoben und grüßte mit vertrautem Augenzwinkern die kleine blonde Frau, welche sich auf die Fußspitzen erhoben hatte, um besser zu sehen. Hinter ihr, sie weit überragend, stand Josa, Don Ive und Vare zur Seite; sie sah, wie ihr Vater Helene grüßte, wie sie kindlich erwiderte, und ein tiefer Schmerz, halb Zorn, zuckte über ihr schönes Gesicht. Wenn der alte Mann wüßte, wer ihm nachfolgte, tief vermummt, als größter Sünder, und welcher Sünde man ihn zeihen mußte!

Den Herren schritten die Handwerker nach, dann Einwohner im Nationalkostüm mit Wachskerzen, endlich schwarz verschleierte Frauen und Mädchen.

Ein leises Murmeln in der Menge deutete an, daß man jetzt noch interessantere Schaustellungen zu erwarten habe, und seltsam genug dünkten den Augen

des Barons die „lebenden Kreuze“, welche dort herankamen. Ein langer schwarzer Kittel verhüllte die Gestalt; eine schwarze Maske bedeckte das Gesicht; nackte Füße schritten über die Steine; durch die Aermel des Gewandes war ein Stock geschoben, das Kreuz darstellend. Etwa vierzig solcher lebender Kreuze zogen vorüber, sie ahmten einen schwankenden Gang nach, um die Erschöpfung Jesu auf dem Wege nach Golgatha anzudeuten.

Das waren Bußgänger, welche bei dem Pfarrer von Buona morte um die Erlaubniß gebeten, die Procession begleiten zu dürfen, um sich für irgend eine sündige Handlung zu entsühnen. Niemand kannte sie, durfte oder wollte sie kennen.

„Der Weg währt eine Stunde,“ flüsterte Gräfin Lele dem Baron zu, „und was sie jetzt darstellen, die Ermattung wird gegen Ende der Procession oft zur Wahrheit.“

Nach den Kreuzen eine halbbeleuchtete Gruppe; lauteres Murmeln begrüßte sie.

„Er kommt, er kommt!“ flüsterte das Volk, „der größte Sünder — der arme Büßer!“

Von sechs Bauern mit Windlichtern umgeben nahte ein anderes lebendes Kreuz, ein schlanker Mann in gleicher Tracht wie die Bußgänger, mit Maske

und bloßen Füßen; aber wo jene den Stock trugen, lag bei ihm auf dem Rücken ein Riesenkreuz, von dem ein jeder wußte, daß es mit Sand gefüllt und sehr schwer war.

Noch trug der Mann es stolzen, aufrechten Ganges.

„Es wird ihn schon beugen,“ sagte Helene, „und jene Leibwache mit den Lichtern hat die Verpflichtung, sorglich darauf zu achten, daß das Kreuz den Boden nicht berührt und so die Last etwa erleichtert wird. Nur der Pfarrer von Buona morte und der Küster kennen ihn — wer er wol sein mag, der Arme? Und glauben Sie an das Märchen vom Bruder des Conte Stipe? Bah — die Dario werden stets Geld genug gehabt haben, um sich auf eine andere Art loszulösen!“

Josa's schlanke Gestalt hatte ein Schauder erbeben gemacht, als der „größte Sünder“ an ihr vorüberschritt; aber dann richtete sie sich auf, sagte ein Wort zu Bare, machte Don Ive ein Zeichen, daß er unbekümmert zurückbleiben möge, und schritt, während sich die Menge zertheilte und Querstraßen zueilte, um das Schauspiel von neuem zu sehen, in gleicher Linie mit dem Träger des Riesenkreuzes weiter, wie es einige andere, die mit Neugier wol

auf die Ermattung des Büßers warteten, auch thaten. Kein lautes Reden ringsum, nur Murmeln und Flüstern, und so ging es hin durch die schwarzbehängten Häuserreihen, ein Gespensterzug.

Bare begriff die Laune ihrer Herrin nicht, aber sie folgte ihr willig.

Unablässig hingen die Blicke Josa's an dem armen Sünder; oft zuckte es wie von verhaltenen Thränen um ihre Lippen; dann wieder kam die alte Entschlossenheit über sie. Keinen Stillstand, kein Ausruhen gab es für den Kreuzträger, obwol seine Schritte matter wurden, sein Athem nach und nach pfeifend aus der Brust drang. Da endlich erschien die kleine, schmucklose Vorstadtkirche Alla buona morte — wahrscheinlich hatte ihr ein kunstvoller verwitterter Todtenkopf an der Außenwand diesen Namen gegeben -- das Ziel der Wallfahrt. Die Geistlichkeit stand auf der Schwelle, den Zug zu empfangen, der im Innern derselben sich auflöst.

Josa war etwas vorangeeilt, sie kniete hart am Eingang nieder — nun kamen die Kreuze, nun der Sünder; sie hob die gefalteten Hände, wie um denselben um Verzeihung anzuflehen.

Niemand vom Volke gewahrte das, die Blicke wurden zu sehr gefesselt, aber der „Büßende“ mochte

gerade niedergeschaut haben. Er strauchelte, machte eine Bewegung nach der Brust, als drücke ihn da etwas, und es war, als sei er im Begriff gewesen umzusinken, und nur die Arme der Bauern hätten das verhindert. Zu gleicher Zeit aber fiel vor der Knienden ein blitzender Gegenstand nieder; sie griff danach, barg ihn im Busen, stieß einen durchdringenden Schrei aus und lag dann regungslos in den Armen der alten Bare, welche entsetzt aufschrie.

„Kommt, helft, es ist mein Augenlicht, es ist die Contessina Dario!"

Zahllose Hände regten sich, um die Ohnmächtige zu tragen; es war unter dem Todtenkopfe, wo Josa nach einer Weile die Augen wieder aufschlug. Die Procession hatte sich längst aufgelöst, und ihr eigener Vater stand mit besorgter Miene vor ihr.

„Es ist nichts!" sagte sie, „nur der Weg, die Aufregung über den Zug, den ich jahrelang nicht gesehen."

Dann richtete sie sich empor, nahm den Arm des Vaters und ging sichern Schrittes mit ihm heim Nur zum Reden schien sie nicht Lust zu haben, und indem sie die Schwelle des gemeinschaftlichen Salons betrat, verabschiedete sie sich auch sogleich.

Frau Helene, der Baron und Don Ive hatten

sich dort nach der Anstrengung draußen bei Sorbetto und heiterm Geplauder erholt.

*   *
*

Der Conte Stipe, Gräfin Helene und Baron Günther hatten sich am folgenden Morgen nacheinander bei der alten Vare an Josa's Thür erkundigen lassen nach dem Befinden der Contessina und die gleiche Antwort erhalten: sie sei wohl und frisch wie immer, nur lasse sie sich bei der Tafel entschuldigen.

„Sie wird ein wenig blaß sein nach der gestrigen Ohnmacht — und wir Frauen zeigen uns nun einmal nicht gern unvortheilhaft," hatte Helene dem Gemahl gesagt, als er doch etwas wie Besorgniß zeigte.

Baron Günther aber brachte vom Morgenspaziergange einen wundervollen Strauß von einem besonders kunstreichen Gärtner mit, welchen er entdeckt, und sandte ihn der jungen Dame hinein.

Josa blieb eine Weile in der Mitte ihres düstern Gemachs stehen, die duftige Gabe in der Hand, und blickte auf die Blumen nieder, als habe sie eine Frage an sie und erwarte nun die Antwort.

Sie war in die Landestracht der dalmatinischen Frauen gekleidet und sah stolz und schön zugleich

darin aus. Ueber das Unterkleid von feinster weißer Leinwand fiel das vorn offene schneeige Wollgewand; das Haupt bedeckte ein schleierartiger Kopfputz; ein bunter Gürtel legte sich um die biegsame Taille. Das schöne Antlitz war noch ein wenig bleich, aber um den Mund lag jener entschlossene Zug, der wenige Abende zuvor Don Carle so sehr eingeschüchtert.

Nach einer Weile warf Josa mit leisem Seufzer das Bouquet auf den Tisch und trat auf die Galerie. Die schöne schwarze Mare war dort mit einer Arbeit beschäftigt gewesen, und Jakuve hatte die Gelegenheit benutzt, um mit ihr zu plaudern.

Erschreckt eilten die Beiden nach verschiedenen Richtungen, als die junge Herrin erschien.

Josa lächelte ein wenig und winkte Jakuve heran; er kam etwas scheu und erröthend.

„Du bist der Mare gut, Jakuve?"

„O, Lustrissima!" stammelte er.

„Und sie Dir?"

„Sie sagt es, Herrin!"

„Und was fehlt Euch, damit Ihr heirathen könnt?"

„Contessina benedetta (gesegnete Gräfin), ich möchte ein Häuschen erwerben, gerade groß genug für ein Taubenpaar, und ein Gärtchen dabei — und ich habe wol gespart, aber nicht genug. Und endlich

hat die Lustrissima noch nicht gesagt: „Mare, Du magst den Jakuve heirathen“, denn sie ist die Milchschwester der Contessina Josa und die hat das erste Recht an sie.“

Josa nickte. „Warte einmal, Jakuve!“

Sie ging in das Zimmer zurück und kehrte nach wenigen Minuten wieder, einige Geldscheine in der Hand.

Mare und Jakuve standen wie vorhin zusammen, waren aber diesmal muthiger und ergriffen nicht die Flucht.

„Da,“ sagte Josa, „das reicht für ein Häuschen — und nun, Mare, wenn Du den Jakuve noch magst —“

Sie brauchte nichts weiter hinzuzufügen, das Paar kniete vor ihr nieder und küßte den Saum ihres Gewandes, und so oft sie eine ihrer Hände sinken ließ, auch diese.

„Genug,“ mußte sie endlich wehren, und dann befahl sie Jakuve, nach den Lorberbüschen im Hofraum zu sehen, und Mare, den Baron zu bitten, daß er hier zu ihr auf die Galerie komme.

Nach kurzer Zeit hörte sie Günther ihr Gemach durchschreiten, langsam — sie fühlte es förmlich nach, wie seine Blicke prüfend über Wände und

und Möbel glitten, dann stand er vor ihr; sie lehnte an der Balustrade. Ihre Erscheinung blendete und überraschte ihn sichtlich eine Sekunde, dann begrüßte er sie höflich.

Sie deutete auf einen der Sessel; da sie aber selber zögerte, sich niederzulassen, blieb auch er stehen.

„Wie freue ich mich," sagte er, „Sie so frisch zu sehen nach dem gestrigen kleinen Unfall."

Sie senkte die Augen ein wenig. „So geringfügig er schien — er entschied über mein Leben. „Wie, Baron, das muß mein Geheimniß bleiben, aber wenn ich ein solches habe und behalte vor einem Manne den ich achte und ehre —" er zuckte ein wenig bei diesen Bezeichnungen, sie sah es und die Röthe stieg ihr für eine Sekunde ins Antlitz, und sie sprach sichtlich schwerer: „so wird dieser mir nicht darum zürnen."

„Ob ich das je könnte, Contessa," rief er rasch.

Sie reichte ihm die Hand. „Ich wußte, daß Sie so sprechen würden, und darum bin ich offen."

So warm hatte sie noch nie zu ihm geredet, seit er den Boden ihres Heimatlandes betreten, und dennoch erschien sie ihm fremder als je. Nicht die Kleidung trug die Schuld — es hatte sich seit Wochen etwas zwischen ihn und sie geschoben — andere An=

sichten. Er war ein Kind der Neuzeit; sie hatte durch die Berührung mit der heimischen Erde, durch die Rückkehr in die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen, alte Gesinnungen in sich gefühlt. Er verstand diesen Mädchencharakter — aber er berührte ihn nicht mehr so sympathisch — Josa war in der Fremde eine andere gewesen.

Dort hatte er sich für sie interessirt, sie zu lieben gemeint, getreu diesen Empfindungen war er gekommen. Waren sie nun ganz geschwunden? Nein — aber —

„Offenheit, Contessa,“ sagte er, „ist des Mannes Pflicht und beim Weibe eine Tugend.“

„Ich danke Ihnen, Günther, danke Ihnen mit aller Freundschaft, deren ich fähig bin.“

Er küßte ihr die Hand; sie machte es ihm leicht, und er fühlte sich leichter.

„Freundschaft, ja,“ erwiderte er, „die soll uns lebenslang verbinden — ich werde nie vergessen, was ich in und von Ihnen lernte, Josa: die Pflicht, auf dem Boden seiner Väter zu stehen. Ich begreife erst jetzt, was es heißt, einen alten Namen tragen, begreife das stolze Selbstbewußtsein unserer Fürstengeschlechter.“

Wehmüthig schüttelte sie das Haupt.

„Nein, Günther, auch das ist vorbei, ich habe

Ihnen Wahrheit versprochen, und sie soll Ihnen werden, voll und ganz. Ich habe eingesehen, daß es noch ein Höheres giebt als Vaterland und Familie — das eigene Herz und sein Recht."

Eine tiefe Pause. Das schmerzte ihn doch; nicht seine Verabschiedung von vorhin hatte ihm ein Wehgefühl verursacht, sie war in der letzten Stunde mit seinen eigenen Wünschen zusammengetroffen. Seine Neigung für Josa war nicht stark genug gewesen, um ihn all ihre Sonderbarkeiten üb rsehen zu lassen; nun aber gab sie selber zu erkennen, daß ihr Herz für einen Andern spreche. Aber auch er hatte Muth.

„Möge Ihnen das Glück werden, das Sie in so reichem Maße verdienen. Und nun geben Sie mir Grüße an die Baronin Isbary mit, Josa, ich denke bald, mit dem nächsten Schiffe, heimzukehren!"

„Und wenn Sie einmal wiederkommen" — nein, es schimmerte doch feucht in ihren Augen, gefühllos war sie nicht, hartherzig verabschiedete sie ihn nicht; nochmals berührten sich ihre Hände mit festem Druck; dann, als sie wieder emporsah, war er gegangen.

Sie schritt langsam in ihr Schlafgemach und legte den Strauß duftender Rosen vor dem Bilde

der Bellini'schen Madonna nieder; dann rief sie Bare, sie auf einem Ausgang zu begleiten.

Mancher Blick folgte der schlanken Gestalt in nationaler Tracht, wie sie dem Hafen zuschritt. Dort winkte sie zwei Schiffern und befahl, sie nach Brazza zu führen.

Bare stieg hinter ihr ins Boot, stumm auf die Herrin schauend, aber sie wußte, daß sie niemals fragen dürfe.

Sonst pflegten Josa's große Augen in die Weite zu schauen; heute hielt sie dieselben gesenkt, und nur von Zeit zu Zeit legte sie die unbekleidete weiße Hand auf die Brust, wie um sich zu überzeugen, daß ein verborgener Gegenstand noch sicher auf derselben ruhe.

Nicht nach dem großen Hafen, auch nicht vor der Villa Miculic befahl sie anzulegen, sie ließ sich nach einer kleinen Landzunge führen, die vom Park aus dicht an das Meer reichte. Hier hatte Nico mit seinen Brüdern den Landungsplatz für seine Boote gehabt.

Sie bedeutete Bare, am Ufer zu warten; eine Steinbank bot dort entzückende Aussicht; dann schritt sie selber zwischen hundertjährigen Cypressen hin. Tiefe Röthe lag auf ihren Wangen, und sie athmete

hastig. Niemand begegnete ihr, lautlose Stille ringsum — sie wußte nicht, näherte sie sich dem Hause oder entfernte sie sich immer weiter davon, es war, als spräche eine Stimme zu ihr, der sie lauschen mußte.

Als sie endlich aufschaute, sah sie sich unweit der Stätte, wohin sie neulich der alte Rheder geführt, — dem Platze, wo die Sprossen des Hauses Miculic die Cypressen gepflanzt. Die Tafeln schimmerten ihr entgegen — und dort der einen gegenüber lehnte Nico. Sie war nicht erstaunt, ihn hier zu finden; sie wußte auch, daß die Marmorplatte, welche er anschaute, ihren Namen trug.

Sie zögerte nicht, sondern kam raschen Schrittes näher. Nun hörte er das leise Geräusch ihrer Schritte und blickte empor.

„Contessina!" war Alles, was er sagte.

Dann stand sie neben ihm und sah ihn mit einem verklärten Lächeln an.

„Nico, hast Du das Kreuz, meinen Zapis für Dich, gut bewahrt?" fragte sie.

Er erschrak und sein ohnehin heute blasses Gesicht wurde noch fahler.

„Contessina!"

„Du hast es gestern verloren, als Du das

Kreuz auf Dich nahmst, — Du reine Seele die Buße des größten Sünders — und ich habe es gefunden."

Sie zog das Amulet hervor, es glänzte in der Sonne.

„O, Josa," stammelte er, „wahre unser Geheimniß — er ist mein bester Freund und ich hatte geschworen, ihm dankbar zu sein, in die Hand meines Vaters. Und die Last und Anstrengung hätte ihn das Leben kosten können — mir thut es nicht so leicht etwas, und auch — was liegt an mir!"

„Wie Du den Willen Deines Vaters ehrst!" sagte das Mädchen bewundernd, „aber auch seinetwegen hättest Du die Anstrengung meiden sollen."

Nico lächelte. „Ich habe freilich nur ihn —"

Da trat sie dichter an ihn heran.

„Bleib' bei der Wahrheit, Nico" — vielleicht wußte sie kaum, daß sie ihn die ganze Zeit über Du genannt, wie in ihren Kinderjahren, „Du hast auch mich!"

„Contessina Dario!" sagte er halblaut, als wolle er sie an ihren Rang erinnern.

Sie deutete auf die Tafel.

„Da steht Josa Dario — ein schlichter Name,

wie andere auch, nicht besser wie Dein Nico Miculic, — und was ich sonst noch bin, frage mich, Nico!"

Er sah sie mit unsichern Blicken an.

„Du warst mir fremd geworden, Josa; jetzt meine ich, da in der Tracht, in welche Du Dich als Kind so gern kleidetest, seiest Du mehr die alte Josa."

Sie lächelte und faßte seine gebräunte Rechte: „Nico, ich bin noch etwas anderes heute! Ich bin ein liebend Weib, das zu Dir kommt und fragt: Hast auch Du mich lieb, Nico?"

Da stieß er einen Freudenschrei aus und zog sie an die Brust und küßte sie.

Stumm ließ sie das Alles geschehen, und endlich fragte sie: „War's so recht? Und Du hättest doch nie gesprochen! Als Knabe nanntest Du mich Deine Königin, so mußte ich mir ja wol meinen Ritter suchen!"

Er hob sie empor an seine Brust.

„Unser Landvolk raubt seine Bräute, so, in diesen Armen will auch ich Dich zu meinem Vater tragen."

Wenige Stunden später trat die Contessina Dario, auf Nico's Arm gestützt, durch das Portal des Palazzo.

Sie hatte es abgelehnt, daß der alte Miculic sie begleite, um für seinen Sohn zu werben.

„Nein,“ bat sie mit sanfter Stimme und leuchtenden Augen, „vergönnt mir die Gunst, daß ich es allein zu Ende führe. — Es ist meine Strafe,“ hatte sie Nico zugeflüstert, „für meinen Stolz. Ach, Nico, was ist ein Name — gegen ein Herz! Aber noch bis gestern war ich trotzig. als ich den Bruder unter dem Kreuz wähnte — und wie ich dann Deine Augen erkannte unter der Maske, Dich straucheln sah und Dein Amulet vor meine Füße rollte —“

„Es war, als sprenge mir etwas die Brust,“ entgegnete Nico, „und da mochte die Schnur gerissen sein.“

„Ob ich wohl Carle je wieder in die Augen blicken kann?“ hatte sie gefragt; aber Nico zog sie an sich und sagte:

„War er nicht unsers Glückes Schmied — und haben die alten heimatlichen Bräuche nicht doch für uns Gutes gestiftet?“

Zugleich mit Nico trat sie in den Salon.

Sie brauchte nicht nach dem Vater zu fragen; er saß neben seiner Gattin und zog eine ihrer blonden Flechten spielend durch die Finger.

Er blickte kaum erstaunt auf.

„Ich bringe Nico Miculic," sagte das schöne Mädchen.

„Willkommen," nickte der Conte — „unser anderer Gast hat uns verlassen; ein kleiner Inspectionsdampfer, den ein Bekannter führte, nahm ihn mit."

„Seine Abreise wird Josa nicht verborgen geblieben sein," meinte Helene beziehungsvoll.

„In der That nicht — er nahm Grüße von mir an Frau von Isbary mit," entgegnete die Contessina unbefangen.

„Conte Stipe," sagte jetzt Nico und trat dem Hausherrn näher, „es ist sonst Sitte, daß der Vater zum Vater kommt, um für den Sohn zu werben, verzeiht, wenn ich selber für mich fragen will: gebt Ihr mir Josa zum Weibe?"

Er setzte nicht hinzu, wie es vielleicht der alte Rheder gethan: dem Sohn des reichsten Mannes an den dalmatinischen Küsten, dessen Name wol ebenso viel Werth hat, als der Euere.

Bescheiden, aber in männlicher Haltung stand er da, und Josa, das Haupt ein wenig geneigt, sah ihn stolz lächelnd an. Es freute sie doch, daß er sprach und so schlicht und muthvoll.

„Ei, ei —," sagte der Graf, da legte sich Helenens kleine Hand auf seinen Arm.

„Laß mich mit für sie bitten, Stipe — sie liebten sich, das wußte ich lange — vielleicht früher, als sie selber. Don Carle schließt drüben einen Bund, wir haben hier ein glücklich Paar — und das Haus Dario —,“ sie senkte ein wenig verlegen das Köpfchen.

„Vater,“ fiel Josa ein, „wenn Du ein Nein hättest, ginge die letzte Dario ins Kloster.“

Ein Lächeln zog um die Lippen des Grafen.

„Don Ive hat den Auftrag, unzählige Fürbitten zu veranstalten für den zu erwartenden neuen Sproß unsers Hauses — Gott segne ihn und mein Weib.“

Aus Helenens Augen zuckte jetzt ein Blitz des Triumphes nach dem schönen Mädchen hinüber, der sagte: „Mein Platz hier im Palazzo Dario ist nun für alle Zeiten gesichert — siehst Du das ein?“

„Und weil ich in froher Herzensstimmung bin, — so sage — ich willkommen als mein Eidam, Nico Miculic,“ vollendete der alte Herr.

Eine Sekunde bedachte sich Josa, dann reichte sie stumm der blonden Stiefmutter die Hand; es war eine Art Friedensschluß. —

Helene hatte doch die Bresche in die früher so begrenzten Ansichten des alten Grafen geschossen, indem sie ihn eroberte. Spät, als der Mondschein

wieder seinen Silberglanz über den malerischen Hof des Palazzo warf, stand Josa auf der Galerie Mit welch andern Gefühlen schaute sie um sich und zum Himmel empor! Ganz in der Ferne hörte sie den leisen Gesang der Wogen.

Der alte Palazzo! — Jahrhundertelang hatten seine Bewohner die gleichen Ansichten gehegt und gepflegt, den gleichen Bräuchen gehuldigt — wie sie ihre Mauern unerschüttert hielten, so auch ihre Gesetze. Aber unaufhaltsam drängte sich die Neuzeit heran, und welche Bollwerke man auch ihrem aufklärenden Lichte entgegenhalten mochte, es drang doch siegreich durch die Fugen und Ritzen: Da bin ich! — Wie leise, leise die Wogen sangen! Sie umspielten ein grünes Eiland dort drüben, wo ein Herz weilte, das vielleicht zu eben dieser Stunde dem ihrigen entgegenschlug.

Josa war nicht romantisch, sie trug dem leichten Nachtwinde und dem silbernen Mondstrahl keine Grüße auf — aber sie dachte an das meerumrauschte Eiland wie an die Insel der Seligen.

Die Chiozzotta.

A

In sonniger Herbstmorgenfrühe herrschte ein buntes Gewimmel am Molo von Chioggia — Chiozza im Volksmunde genannt — Passagiere jeden Standes und Alters waren dort abgesetzt. Lebhaftes Plaudern erscholl und Hinüber= und Herüberrufen. Fünf schwarze Priester waren gewissermaßen die Schatten in dem bunten Gemisch der Trachten der Weiber von Alberoni und Pelestrina, die wohlfrisirt und geputzt, die Luft mit lebhaftem Geschwätz und die entstehenden Pausen mit Griffen in eine Tabaksdose ausfüllten. Einer Gruppe Herren in Joppen und großen Filzhüten sah selbst das unbefangenste Auge das Malerthum an, es hätte nicht einer Wortfechterei in österreichischem oder norddeutschem Dialekt über den unglücklichen Louis Robert und seine „Fischer von Chioggia" bedurft.

Eine Dame in eleganter Reisetoilette und ein schlanker Herr, der sie führte, standen seitwärts, dem

Treiben zuschauend. Daß sie nicht mehr jung war, zeigte die etwas zu volle Gestalt und das zwar faltenlose, aber blasse Gesicht, wenn auch die lebhaften, braunen Augen bemüht zu sein schienen, eine Täuschung festzuhalten. Ihrem Begleiter ein gewisses Alter zuschreiben zu wollen, wäre unmöglich gewesen. So elastisch seine Gestalt ihrem Bau nach hätte sein sollen, so müde und zwanglos waren seine Bewegungen; seine Augen wurden von einer großen blauen Brille verdeckt, ein starker blonder Vollbart rahmte sein Gesicht ein, und ein Filzhut legte sich tief in die Stirn.

Die Menge verlief und zerstreute sich schnell durch die rechts und links mündenden Gäßchen, während das Paar von schmutzigen Commissionären der Hotels von Chioggia umdrängt und umschrieen wurde. So hatte sich die Kultur des Fremdenfangs also auch schon bis in das stille Lagunen-Städtchen erstreckt.

Eine energisch abwehrende Handbewegung der Dame scheuchte endlich auch die Letzten hinweg; dann wandte sie sich rasch zu ihrem Begleiter.

„Nun, Wolf?"

„Was Sie befehlen, verehrte Frau Mama!"

„Mein gutes Kind, ich dächte, ich hätte weniger zu befehlen, als mich auf das zu beschränken, was wir hier überhaupt zu sehen haben. Viel ist es

nicht; aber die Poesie und die Freude liegen ja überall in Italien in der Luft, auf dem Boden, man muß sich nur bücken wollen. Nur wollen, Wolf!" sagte sie lebhaft, und sie sah dabei so entschlossen aus, als müsse die nächste, beste Erscheinung für einen höchst interessanten Fund erklärt werden, dem größten Widerspruche zum Trotz.

„O, ich will, ich will gewiß, liebe Mama!" antwortete die etwas müde, aber weich und angenehm klingende Männerstimme. „Es ist ja Alles herrlich und sonnig, und Sie sind die beste Führerin, und ich habe ein unendlich dankbares Gefühl für all Ihre Güte. Wenn nur nicht die dummen Gedanken wären, daß ich daheim hätte die Correctur meines Veda Wörterbuchs machen sollen, und daß die kostbare Zeit so verstreicht Und wenn ich bedenke, wie kurz das Leben ist und daß es so vieler Jahre bedarf, um irgend etwas zu erreichen . . . daß gerade meine Wissenschaft, die Kenntniß der alt-indischen Sprachen . . . ."

Die kleinen, graubekleideten Hände fuhren hastig nach seinem Arm. „Sanskrit, Prâkrit, Rigveda!" rief sie verzweifelt; „Wolf, hast Du mir nicht das feste Versprechen gegeben, gar nicht an diese entsetzlichen Wörter zu denken? Haben wir uns den Aerzten nicht verpflichtet, nur Deiner Gesundheit zu leben?

Du warst am Rande des Grabes, mein Sohn! Bedenke das! Was hätte es der Welt genützt, wenn Du Dich über Deinen ‚Vedas‘ zu Tode gearbeitet hättest; die Wissenschaft wäre einen Zoll breit weiter . . .“

„Sie wollen vielleicht wie er hinzusetzen, daß es gleichgültig sei, ob man dahinten in Kaschmir eine neue Handschrift entdeckt, oder nicht, — beste Mama, es ist von großer Wichtigkeit! Und daß ich diese Existenz zur Evidenz nachweisen konnte, daheim, in Deutschland, von meinem Schreibtische aus, das ist ein Erfolg . . . .“

Er sagte das Alles milde, und seine Müdigkeit schien dabei von ihm gewichen.

Die bewegliche Frau nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Bin ich nicht stolz auf Dich? Ist Cläre es nicht? Aber Du hattest so lange gearbeitet, bis Dich das Fieber packte. Mein Sohn, was habe ich gelitten, — aber nun sind wir hier zur Erholung.“ Sie hatte ihren Begleiter bei den letzten Worten durch die Gasse heraus auf einen freien Platz gezogen, die Piazzetta von Chioggia

„Da ist der Löwe! O, und schau nur, wie herrlich sich Sottomarina zeigt. Wie prachtvoll beleuchtet!“

Sie deutete nach der südlichen Richtung, wo sich auf dem schmalen Landstreifen die Häuserreihe aufbaut, welche einzig von den Murazzi gegen die Wuth des Meeres und gänzlichen Untergang geschützt ist.

„Wenn Clärchen hier wäre, so müßte sie es zeichnen," meinte Wolf.

„Gewiß! Man vermißt unsere stille, gute Cläre doch mehr, als ich dachte," sagte sie und wiegte den noch immer hübschen Kopf hin und her. „Aber sie meinte ja, es sei besser, sie hüte das Haus; und sie hatte vielleicht auch ein Bedürfniß nach Ruhe, denn ihre Hingabe und Pflege in Deiner Krankheit waren rührend. Ich hätte es nicht allein vermocht; ich bin zu unpraktisch."

„Gute Mama!" fiel der Sohn protestirend ein und machte eine Bewegung, als wolle er ihre Hand an die Lippen führen.

Sie wandte sich und deutete die Straße hinunter: „Hier müssen wir hinab, das ist der Marktplatz, der Corso; dort hinten zeigt sich der Dom." Dann faßte sie nach dem Arme des Sohnes.

„Nicht wahr, mein lieber Professor, wir machen die böse Stiefmutter aus den Märchenbüchern zu Schanden?"

Er sah sie an; es mußte jedenfalls ein dank-

barer Blick sein, welcher durch die dunklen Augengläser auf sie fiel. „Könnte ich sie Ihnen je vergelten, Ihre Liebe, Ihre Sorge!“

„Mein guter Wolf, bist Du nicht mein Stolz? Ah,“ rief sie dann rasch, „sieh nur die seltsame Tracht der Frauen!“

Es war Markttag; ein reges, buntes Leben entfaltete sich auf der einzigen, breiten Straße der Fischerstadt. Unter dem alten Kornhause, das mit g wissem Stolz auf seinen vierundsechzig Pfeilern dasteht, wurden die buntfarbigen Frutti di mare, die Fische, die Gemüse und Melonen feilgehalten, und handelnd, rufend, ablehnend und anpreisend drängten sich Frauengestalten zwischen den Körben und Bänken hin. Eine Jede hatte eine weißfarbene Kopfbedeckung, welche, in der Taille befestigt, über Kopf und Schultern fiel und mit den verhüllten Armen über der Brust festgehalten wurde. Ein seltsam malerisch wirkender Rahmen für diese dunklen Gesichter; mochten auch Kleid und Schuhe zerlumpt sein, das viereckige Kopftuch fehlte Keiner, und es wurde mit gleichem Anstande getragen, wie von jener vornehmen Frau, die dort im Seidenkleide in die nächste Kirche trat.

„Das ist so kleidsam wie praktisch,“ sagte die Deutsche, „das wehrt dem Lagunenwinde bei kalten

Tagen und schützt vor den sengenden Strahlen der Sonne. Sagte ich's nicht, mein Sohn? Die Funde liegen überall."

„Aber es gehört der praktische Blick der Frau Professor Hollweg dazu, um das Richtige zu entdecken," entgegnete der Gelehrte. „Mir fielen die interessanten Gesichter, oder soll ich sagen, Gestalten auf, aber ich wußte nicht warum."

„Frauen, mein guter Wolf, sind für Dich ja überhaupt bis jetzt gemiedene Dinge."

„Ich dächte, Sie, Mama, und Cläre . . ."

„Bah, wir gehören zu Dir. Indeß, ich sehe schon, daß ich für Dich einmal den Brautwerber werde machen müssen. Deine zukünftige Frau . . ."

Der junge Gelehrte, — denn als jung verrieth ihn endlich doch seine Stimme, — blieb wie erschreckt stehen

„Mama, ich habe nicht den mindesten Gedanken —"

„Das glaube ich Dir auf Dein Wort, Wolf!" entgegnete sie behend. „Aber ich habe derartige Gedanken, denn ich . . . ." sie beugte sich rasch zu einem kleinen, schwarzhaarigen Buben, welcher an einer Wassermelone nagte und strich ihm über den borstigen Kopf, — „ich will Enkel haben, Wolf."

Vielleicht waren die Gedanken des Professors bereits wieder auf verbotenen Wegen im alten Indien, denn er antwortete nicht.

Seine Begleiterin stieß die Thür der mächtigen Basilika zu Sanct Felix und Fortunatus auf.

„Ein Bau von Longhena 1633—1674", belehrte sie den träumerischen Stiefsohn dabei, der ihr willig nach dem Chor folgte, die Holzschnitzereien betrachtete und ebenso geduldig vor der Kanzel stand, deren Ornamente die Professorin besonders rühmte.

Ob er ihren letzten, entzückten Ausruf gehört, in welchem eine Frage lag, war nicht ganz erfindbar; der Antwort wurde er aber auch ohnehin überhoben, denn Frau Hollweg hatte schon wieder eine neue Entdeckung gemacht. Auf einem der Neben-Altäre standen die Holzstatuen der beiden Schutzheiligen Felix und Fortunatus, der eine mit dem Schwerte des Glaubens, der andere mit dem Palmenzweige des Friedens. Es waren kunstlose Bildwerke, mit schreiender Farbe bemalt; aber sie erfreuten sich der besonderen Aufmerksamkeit aller Kirchenbesucher, deren Keiner an ihnen vorbeiging, ohne ihre Kniee zu küssen. Und diese Kniee hatten dadurch, wie die Deutsche gewahrte, nicht allein ihre Farbe verloren, sondern auch an Fülle und Form eingebüßt; es waren im Laufe

der Jahre förmliche Höhlungen entstanden. Vielleicht mochte die lebhafte Dame, als sie sich auf einen Holzstuhl unweit der Heiligen niederließ, etwas wie eine Berechnung anstellen, wie viel Küsse dazu gehört haben möchten, um Sanct Felix und Fortunatus so zu schädigen, denn sie blickte mit ungewöhnlicher Ruhe und Ausdauer vor sich hin.

Nach einigen Minuten nahte sich eine neue Gestalt dem Altar, ein schlankes, gluthäugiges Mädchen, dessen dunkle Gesichts- und Haarfarbe prächtig von der weißen Kopfbedeckung gehoben wurde. Das Mädchen schritt, die beiden Fremden mit einem neugierigen Blicke streifend, rasch zu den Schutzheiligen der Kirche heran, berührte leicht mit den kirschrothen Lippen die geweihten Stellen, faßte dann nach einem der schemelartigen Stühle, stellte ihn auf die Stufen des Altars und kniete, die bedeckten Arme darauf stützend, nieder. Mit halblauter, etwas spröder Stimme begann sie ein Gebet, das sie dann und wann unterbrach, um das Kopftuch enger zusammenzuziehen oder etwas herabgleiten zu lassen. Es geschah das Alles mit einer reizenden, graziösen Koketterie, welche die Beobachtende für absichtslos hielt.

Nachdem die Professorin Hollweg eine Weile ganz im Anschauen ihres neuen Fundes oder der

Bilder versunken gewesen, berührte sie leicht die Schulter des hinter ihr Stehenden.

„Wolf, entzückend, nicht wahr?"

Der blonde Mann richtete sich aus seiner zusammengesunkenen Stellung auf.

„Die Basilika macht in der That einen großartigen Eindruck, und der Vater hat völlig Recht, wenn er in seinem Werke sagt, daß sie das Vorbild gewesen . . ."

„Wolf, ich bitte Dich!"

Er lächelte. „Citire ich falsch? Ja, es passirt mir oft; aber ich gebe gern zu, daß Sie des Vaters Schriften besser im Kopfe haben, als ich; unsere Richtungen sind aber auch himmelweit verschieden. Ich bin in den indischen Tempeln weit mehr zu Hause, liebe Mama!"

Die Professorin hatte mit sichtlicher Ungeduld auf das Ende seines Satzes gewartet; jetzt drückte sie seinen Arm noch etwas fester, als zuvor.

„Ich bitte Dich, das Mädchen da, dicht vor uns!"

„Ja," sagte er, „ja!"

Sie machte eine beinahe verzweifelte Miene.

„Siehst Du denn nicht, daß sie ein Wunder von Schönheit ist? Diese eigenwillige Nase, der spröde Mund, die flammenden Augen, der Teint,

die Haltung, die Grazie, — Wolf, es macht mich förmlich nervös, Dich so passiv zu sehen!“

„Ach, liebe Mama,“ entgegnete er beinahe resignirt, „ich glaube in der That, daß mir der Schönheitssinn fehlt. So viel Mühe Sie sich auch schon gegeben, Sie werden schwerlich Etwas wecken, das nicht schläft, sondern mangelt.“

„Nein, mein Sohn, so leichten Kaufs kommst Du mir nicht davon,“ erwiderte sie lächelnd. „Es wäre Dir angenehmer, überließe man Dich ungestört vergangenen Jahrtausenden; aber das geht nun einmal nicht, eben so wenig, wie ich jemals dulden werde, daß Du ein Hagestolz bleibst. Der berühmte Name Hollweg soll nicht aussterben. Man muß Dich sogar bald Deinem egoistischen Alleinleben entreißen.“

Nun mußte er lächelnd nach ihrer gestikulirenden Hand fassen.

„Ich habe wenig Furcht, ich gelte als ein Sonderling, und keine unter den Damen unserer Bekanntschaft möchte mich zum Gatten.“

Sie wiegte den Kopf. „Habe ich Dir denn eine unserer Bekanntschaft offerirt, Wolf? Nein, ich habe meine eigenen Gedanken.“

Die Betende erhob sich. Wieder glitt der forschende Blick über die elegant gekleidete Dame; das

Kopftuch sank ein wenig, als wolle sich das reiche schwarze Haar keine Verhüllung gefallen lassen; dann rafften es die kleinen, braunen Finger zusammen, und raschen Schrittes, mehr schlüpfend als gehend, schritt das Mädchen dem Ausgange zu.

Auch die Professorin Hollweg nahm den Arm des Sohnes; Longhena's Bau hatte kein Interesse mehr für sie; die Natur mit ihrer Grazie siegte über den Stein und die Kunst.

„Sie ist gewiß arm!" sprach sie vor sich hin; „mein Gott, wie viel Schönheit blüht und verwelkt, wie die Blume auf dem Felde, ungesehen, unbewundert. Das ist eigentlich ein trauriger Gedanke!"

Der junge Professor antwortete nicht; so mußte sie nach einem Seufzer ihren Monolog fortsetzen.

„Wenn die Kleine in eleganten Kleidern steckte und nur ein wenig gesellschaftlich dressirt wäre, sie würde eine Rolle spielen Bist Du nicht davon überzeugt, Wolf?"

„Gewiß, Mama, da Sie es sind!"

„O," sagte sie ein wenig gereizt, „Du bist gar zu nachgiebig, Wolf, und man hat niemals Gelegenheit, mit Dir in das gelindeste Wortgefecht zu kommen. Dein Name ist der wahre Hohn, — wie man Dich ‚Wolf' nennen konnte!"

„Sagten Sie nicht selbst, wir spotteten der herkömmlichen bösen Stiefmutter? Ich möchte auch den ungerathenen Stiefsohn verbannt wissen!“

Frau Hollweg war schon wieder versöhnt; ihre Blicke folgten noch immer der Mädchengestalt vor ihnen. „Wie das geht, gleitet, — zu geschmeidig fast!“

Da, wenige Schritte vor ihnen, vor einer großen Gruppe von Weibern, stand das Mädchen still, überlegte scheinbar einen Augenblick und drängte sich dann in den schreienden Haufen mit rücksichtsloser Energie ein. Bald tauchte ihr Köpfchen im Mittelpunkt derselben auf

„Was haben wir da?“ fragte die Deutsche und zog den Professor rasch mit nach dem bunten Knäuel hin.

Es war vor einem alten Palazzo im Spitzbogenstil echt venezianischer Art, der einst bessere Tage gesehen haben mochte. Spuren von Fresken machten sich an der Loggia bemerkbar, unter welcher jetzt allerlei Hausgeräth zu erblicken war, halbzerbrochene venezianische Spiegel und Büsten, Frauenkleider, ja Fischernetze. Ein großes, weithin sichtbares Brett prangte über den beiden Marmorsäulen des Portals, mit der Aufschrift „Monte di pietà!“

„Ein Leihhaus!“ sagte die Professorin mit etwas sinkender Stimme, aber sie blieb doch stehen.

Der Knäuel von lebhaft durcheinander redenden Frauen und Mädchen, — nur wenige alte Männer waren darunter sichtbar, — entwirrte sich; eine gewisse Stille trat ein, die sogar etwas von Feierlichkeit hatte Vor dem Portal, unter dem schwarzen Brett mit den weißen Buchstaben, stellte sich ein kleiner, verschmitzt dreinschauender Mann auf; neben ihn auf die Stufen kauerte sich ein etwa achtjähriges Mädchen. Ein kleiner Tisch stand auf wackeligen Füßen vor dem Manne; dann kam ein freier Raum, eine Art Umgang um den hölzernen Leihhaus-Altar, und nun auf den drei Seiten Reihen von Stühlen, auf welchen chiozzotische Weiber in ihrer heimischen Tracht saßen und jene aus Pelestrina und Alberoni, die am Morgen der kleine Lagunendampfer herübergebracht

Nicht für Alle hatten die Schemel ausgereicht; das Alter war ihrer am würdigsten erachtet, die jüngeren Frauen und Mädchen lehnten hinter den Sitzenden. Aller Augen aber blickten in der einen Richtung, der Mauer des Palazzo entgegen, welche das Viereck schloß.

Der kleine, schwarze Mann holte ein Kästchen

hervor, öffnete es langsam und wichtig und hielt einen silbernen Ring empor, den ein kleiner Rubin schmückte. Mit etwas belegter Stimme rief er den Einsatz aus; dann wanderte er durch den freigelassenen Raum, zeigte das Stück, pries es, überließ es hier und dort prüfenden Blicken und Fingern und wiegenden Händen.

„Tre lire! Ein schöner Ring, ein Ring für eine Braut!“ rief er in dem singenden Tone und dem wunderlich verdorbenen Italienisch der Bewohner von Chioggia. „Per maridare — un anelo!“

Er hielt ihn lachend einem jungen Schiffer hin, dessen dunkle Augen über die Weiberköpfe hinwegblitzten. „Per la donzella Lucietta, Toni!“

Ein Gekicher brach in der Gruppe aus.

„Sie hat ihm die Freiheit gegeben; sie nimmt den Spiro,“ sagte die Vorlauteste, „er braucht keinen Ring!“

Dunkle Röthe stieg in das Gesicht des Geneckten.

„Fünf Lire!“ überbot er mit hastiger Stimme. Noch eine Frage des Ausrufenden; dann kam das Kind, brachte ihm die Schachtel, ließ sich die fünf Lire vorsichtig in die Hand zählen, und Toni drehte dem Monte di Pietà den Rücken.

„Ist's nicht für die Lucietta, so ist's für eine Andere."

Die Mädchen waren still geworden.

„Das ist Volksleben!" sagte Frau Emma Hollweg. „Das ist's, was ich zu sehen liebe. Es ist offenbar die Versteigerung verfallener Sachen," und sie beugte sich vor und verfolgte mit gespannten Blicken den Fortgang.

Wenn ein hübsches Schmuckstück aus den unsauberen Kästen zum Vorscheine kam, dann entglitt jedesmal ein leichtes Ah der Bewunderung den Lippen der Mädchen Die Frauen blieben ruhiger, unbegehrlicher, vielleicht um nicht den schlauen Verkäufer zu höherem Einsatze zu verleiten.

Ein Paar Korallen-Ohrringe kamen aus einer Wattenumhüllung hervor und wurden emporgehalten.

„Wie schön!" sagte ein Seufzer ganz deutlich in das Ohr der Professorin. Der hübsche Mund der jungen Chiozzottin, welche sie in der Kirche beobachtet, hatte ihn ausgestoßen. Von Hand zu Hand ging der Schmuck, geringe Nachgebote, — der Verkäufer pries die Schönheit und Kleidsamkeit langsam und bedächtig.

Das braune Mädchen faßte nach den kleinen Ohren, die nur einen ärmlichen Schmuck hatten, als

wollte sie prüfen, ob sie das Gewicht jener zu ertragen vermöchten; dann beugte sie sich nach der vor ihr sitzenden alten Frau. „Dona mare Pasqua, Mutter Pasqua, die herrlichen Ohrringe!"

Die runzelige Alte zuckte die Achseln, hob und senkte die Arme und rief einen Fischerfluch, dem sie hinzusetzte: „Ich bin eine arme alte Frau!"

Neue Gebote; das Mädchen stand mit finster zusammengezogenen Brauen da. Dann nestelte es plötzlich etwas unter seiner kattunenen Mantille hervor, nahm es in die hohle Hand, blickte nochmals darauf hin und hielt es in den Kreis.

„Acht Lire, Beppo!"

Der schwarze Mann zuckte die Achseln. „Ist zu wenig, Checca Anguiletta. Sind schon neun Franken geboten; wer mehr?" Er blickte im Kreise umher.

Erst wurde das Mädchen roth, dann blaß.

„Beppo Marmottina," knirschte es zwischen den weißen Zähnen, „ich will Euch lehren, mir einen Beinamen zu geben." Und „Beppo, das Murmelthier" lachten und schäkerten die anderen Mädchen ihr nach.

Der hörte aber nur auf höheres Bieten. „Neun und einen halben Lire, Signora, für die schönen Ohrringe!"

Die Deutsche warf einen raschen Blick nach dem braunen Mädchen, nannte eine höhere Summe und hielt einige Sekunden später die rothen Korallen in den Händen. Dann winkte sie herüber nach den funkelnden Augen.

„Wie heißt Du, mein Kind?“

„Checca Scarpa!“ erwiderte die Gefragte und trat mit einer Art trotziger Haltung hervor.

„Checchina Anguiletta!“ rief es in der Runde, „sie sagt den Beinamen nicht, Signora, den Beinamen, den ein Jeder auf Chiozza bekommt.“

„Und der heißt Anguiletta?“

„Ihre Dienerin, Signora,“ fiel die alte Pasqua ein, welche ihren Schemel preisgab, um sich zu der Fremden zu drängen, „Anguiletta, weil sie geschmeidig ist, wie ein Aal. Sie ist meiner Schwester Kind, Siora, und ich bin eine arme alte Frau und ihr Vater ertrank bei Senegaggia (Sinigaglia), und ihre Mutter starb, und ich sitze in Chiozza und bin selber eine arme Wittwe . . .“ sie hob schon die geöffnete Hand, aber Checca zog sie hastig zurück.

„Sie ist eine alte Schwätzerin, Siora,“ fiel sie ein, „aber ich bin eine Scarpa, und das sind alte Chiozzoten, wenn sie auch nichts als Fischer waren, von jeher, und“ — das Blut stieg ihr in die Wangen,

— „die betteln nicht. Aber wenn die Siora Merletti kaufen will, prächtige Spitzen, die ich selber mache . . .“

Das Gesicht der Professorin strahlte, als habe sie einen Triumph erlebt.

„Welch ein Stolz, welch ein taktvolles Naturkind!“ flüsterte sie dem Stiefsohne zu. „O, man muß nur das Volk kennen lernen wollen!“

Dann wandte sie sich zu Checca. „Ich werde Deine Spitzen sehen; einstweilen aber möchte ich, daß Du diese Ohrringe trägst. Sie werden Dir gut stehen, mein Kind!“ setzte sie in halber Verlegenheit hinzu, denn sie war doch etwas unsicher, ob sich der Stolz der kleinen Chioggiotin nicht wieder aufbäumen würde.

Diesmal aber stieß Checca nur einen Freudenschrei aus, einen hellen, jauchzenden; dann löste sie mit raschem Griff den andern Schmuck, — ohne Ohrringe, und seien es auch die allereinfachsten, wird keine echte Chioggiotin gehen, — hing die Korallen an die rosige, kleine Ohrmuschel und fragte entzückt, siegesgewiß: „Bin ich schön?“

„Wie ein Wunder!“ sagte die deutsche Frau, und es war ihr, als müsse sie das braune Mädchen da an ihr Herz ziehen.

Jenseits der Gruppe ging der Verkauf weiter.

Ein armes Weib lehnte mit thränenden Augen an der Hausmauer und schlich dann nach einer Weile schluchzend davon.

„Das war die Orsetta," raunte eine Frau der anderen zu. „Sie hat ihren Trauring nicht einlösen können, den man ihr soeben verkauft hat. Poveretta! der Mann ertrunken und drei hungrige Kinder, — ja, da gilt's, für Ringe Brot kaufen!"

Frau Hollweg nickte noch einmal aus der Ferne dem glückstrahlenden Mädchen zu.

„Siehst Du, mein Sohn, es heißt nicht allein Wohlthaten und kleine Freuden ausstreuen, man muß sie auch den richtigen Personen zu geben wissen. Und ich täusche mich nie, ich habe einen sicheren Blick. Wie selig war das hübsche Kind! Dies Chioggia ist eine wahre Perle; ich denke, wir kommen öfter her. Schade, daß Cläre den Kopf der hübschen Checca nicht sieht; sie muß mir aber doch ein Bild von der Scene entwerfen, nach unserer Rückkehr, und wir nennen es ‚Checca, die Chiozzotta'."

* * *

Zwei Tage nach Beppo's Leihhaus-Ausverkauf, der nicht allein halb Chioggia, sondern auch die

Dörfer des Lido, von Sottomarina hinauf bis nach Malamocco hinunter, mit Schmuckgegenständen versorgt hatte, standen Mutter und Sohn aus dem deutschen Norden wieder auf dem Deck des „Principe“ und weideten sich mit entzückten Blicken an dem reizenden Insel-Panorama.

Unweit der Einfahrt nach Chiozza kam ein Boot dem Dampfer nahe, das einen ungemein malerischen Anblick bot. Eine gewöhnliche Barke war's, plump und ohne jene schlanke Biegung, welche den Gondeln ihre angenehme Form giebt; aber ein altes Korkdach mit mangelhaftem, oft geflicktem schwarzen Tuch überkleidet, verlieh ihr doch etwas Vornehmeres, Geschmücktes, im Vergleich zu den anderen Barken. Ein schlanker, brauner Schiffer mit rothem Hemd und rother Schärpe, einen schwarzen Filzhut keck auf dem Haupte, lenkte scheinbar spielend das Fahrzeug; neben ihm saß ein halbnackter Knabe, der einen der Blätter beraubten Zweig zugleich mit seinen Beinen in das Wasser hängen ließ und mit träumerischem Blick vor sich niederschaute. Unter und vor dem imitirten Gondeldach aber schimmerte es weiß; Frauen und Mädchen mit den chiozzottischen Kopftüchern hoben sich von dem dunklen Grunde ab.

Als die Barke dem Dampfer nahe war, wich

sie geschickt aus; vielleicht war das Manövriren in der nicht ungefährlichen Nähe etwas wie Kokketterie des siegessicheren Schiffes.

„Bon' di Toffolo!" grüßte ihn ein Matrose vom „Principe" herab, „Du hast ja eine wahre Staatsbarke."

Der Geneckte lachte, zeigte seine weißen Zähne und gab in singendem Tone sein „Guten Tag" zurück.

Einige Neugierige richteten die Gläser auf die Frauengestalten, und mit jener gleichen Art des Gefallens an sich selber, welche vorhin Toffolo dargethan, ließ die Jüngste ihr Tuch halb herabgleiten und zeigte den schwarzen Kopf mit der reichen Haarmasse, während ein schelmisches Lächeln über das hübsche Gesicht zog.

„Checca, Wolf, unsere Checca!" sagte die deutsche Dame dort oben.

Unmöglich konnte das Mädchen den Ausruf bei der Entfernung und dem Rauschen, welches das Dampfboot verursachte, vernommen haben, aber sie hob in demselben Momente die Blicke; ein leichtes Roth flog über die Sammetwangen, dann grüßte sie mit einem Gemisch von Demuth und Stolz und drehte sich nach dem Führer der Barke.

Etwas wie eine bestimmte Weisung mußte von

ihr an ihn ergangen sein; er schüttelte aber den Kopf, lachte und wurde augenscheinlich von den fünf anderen Insassinnen des Bootes unterstützt, denn sie fuhren sämmtlich mit lebhaften Exclamationen auf Checca ein.

Die aber stand unbeweglich, nickte noch einige Male bestimmt mit dem Köpfchen, — und sieh da, Toffolo lenkte das Fahrzeug heimwärts. Das „voggio“ der Checchina hatte gesiegt.

Die Professorin Hollweg war kaum mit dem Sohne auf die Hauptstraße der Insel getreten, so tauchte schon neben ihr das Antlitz des braunen Mädchens auf, und ehe sie es hindern konnte, hatten sich die rothen Lippen Checca's auf ihre Hand gepreßt.

„Die Signora ist noch einmal gekommen, la Santola sei gelobt, die gute heilige Francesca, meine Patronin,“ und sie blickte mit eben dem Entzücken in das blasse Antlitz der Dame, wie sie neulich auf die so heißbegehrten Ohrgehänge geschaut, welche nun als ihr Eigenthum sich in den kleinen, wohlgeformten Ohren wiegten.

„Wohin wolltest Du?“ fragte Frau Hollweg, welche jetzt schon nicht mehr an die Kirche San Martino dachte, deren Altarblatt mit seinen sieben-

undzwanzig Abtheilungen sie dem Sohne als Hauptsehenswürdigkeit gerühmt hatte.

„No,“ sagte Checca und warf das Köpfchen zurück, „nach Sottomarina mit den Weibern, um Spitzen zu verkaufen. Aber als ich Euch sah, Siora, da mußte ich zurück, und hätte man mir drüben so viel Merletti abgenommen, wie die Diga von Alberoni an lang ist. Der Toffolo hat mich wieder heimführen müssen; und ob die Weiber schrieen, bah, — was macht sich Checchina Scarpa daraus!“

„Und nun?“ fragte der Professor fast heiter darüber, daß seine eifrige Führerin so leicht ihren Kunstzwecken abwendig zu machen war durch ein hübsches Gesicht und einen rothen Plaudermund, — „nun?“

Die Dame sah ihn etwas unsicher an; sie hatte ja beinahe seine Gegenwart vergessen.

„Du wirst müde sein, mein gelehrter Herr Professor,“ sagte sie kleinlaut.

„No — no!“ rief Checca und schlug die Finger auf eine eigenthümliche Art zusammen, „ich bin so dumm, als hätte man mir die Murazzi um den Kopf gemauert, statt daß sie dort unser Sottomarina vor dem Meere schützen. Ist nicht unser Haus da mit dem missier pare, — ich nenne ihn nur Vater,

denn er ist eigentlich nichts als der Bruder meiner Mutter; — dort soll sich il Professore ausruhen," setzte sie mit schelmischem Blick hinzu. Sie hatte den Titel des Fremden sich sofort gemerkt.

„So führe uns!" sagte die Deutsche.

Checca zog das Tuch mit einem Ruck wieder zum Schutz gegen die Sonne in das Gesicht

„Es ist ein Albergo, das Haus des Pare, und der Signore Professore findet einen guten Wein und Fische und Risotto; — besser hat es Niemand auf der Insel!"

„Welche Anlagen!" murmelte Frau Hollweg. Nur wenige Schritte, und das Wirthshaus „Al buon pesce" war erreicht. Eine Sekunde zögerte die Dame doch, ehe sie unter den von kunstlosen Säulen gestützten, arcadenartigen Vorsprung trat und durch die etwas unsauberen Fenster in den Raum blickte, der Speisesaal, Küche und Familienzimmer zugleich war; aber dann schien es wie ein heldenmüthiger Entschluß über sie zu kommen, sie hob den Kopf energischer und sagte: „Land und Leute kennen lernen in ihren Eigenthümlichkeiten, das ist ja der richtige Reisezweck!"

Ob diese Worte dem Stiefsohne galten oder nur an ihre eigene Adresse gerichtet waren, blieb unentschieden; denn kaum hatte sie die Hand auf den

Thürgriff gelegt, als dieselbe schon von innen aufgerissen wurde, und der Wirth „zum guten Fisch“ und Pasqua, die alte Tante Checchina's, zugleich ihre schönsten Complimente machten und der Eine in die Versicherung der Andern hinein sich als unterthänigsten Diener der illustrissima Signora bekannte.

Checca schien sich, während die Professorin halb willenlos und ihr Sohn mit seiner gewohnten Theilnahmlosigkeit den Redestrom der beiden runzeligen Alten über sich ergehen ließen, als Wohlthäterin der Familie zu betrachten. Sie glitt nach dem Fenster und zog die schmutzigen Vorhänge zusammen, damit kein neugieriges Auge von draußen die vornehmen Gäste stören könnte. Ja, sie verwehrte mit ungestümer Miene einem kleinen Seekrabbenhändler den sonst erlaubten Eintritt.

Das Geschwisterpaar bemühte sich indessen, herzuzählen, was Küche und Keller boten, und dann hantirte der Besitzer des „guten Fisches“ am Herde im Hintergrunde, wo über seinem Haupte einige Zierschalen erglänzten, während sich allmälig die Luft in dem Raume mit einem leichten Oelgeruch vermengte.

Pasqua deckte geschäftig den Tisch mit dem blauverzierten Porzellan, und Checca holte den behaglichen Sessel und rückte ihn so, daß Frau Holl=

weg's Blicke, sobald sie sich erhoben, dem krassen Oeldruckbilde des Königs Victor Emanuel begegnen mußten. Sie that das Alles in ihrer geschmeidigen, geräuschlosen Art, — und doch lag keine Unterthänigkeit in ihrem Thun, wie sie das Geschwisterpaar zur Schau trug

„Sie ist die verwünschte Prinzessin im Märchen," meinte Frau Hollweg. „Ich glaube, ich könnte mich nie müde sehen an dieser echten Grazie!"

„Ja, sie ist ein liebliches Kind," entgegnete Wolfgang Hollweg, „das Bild einer Sakuntala aber doch wol nicht."

„Er kommt auf jedem Umwege nach Indien," sagte sich die Stiefmutter im Stillen, und ein ärgerlicher Zug huschte über ihr Gesicht. Dann winkte sie Checchina an ihre Seite und ließ sich von ihr dies und jenes vorplaudern. Sie vernahm mit Befriedigung den modernen Namen „Tonda" für das schleierartige Tuch und die alte Bezeichnung „Ninzoletto"; dann eilte Checca, die „Aalgleiche", hinaus, um mit der Sonntags-Tonda, einem weißen Batisttuch mit breiter, echter Spitze, zurückzukehren, und sie schmückte sich auch damit, und ihre schwarzen Augen blitzten, als sie deutlich aus den Zügen der Fremden las, daß sie schön gefunden wurde.

„Es müßten die Sonntagskleider dabei sein," Signora," setzte sie hinzu, „dann solltet Ihr erst sehen!"

„Ja, die!" lachte Pasqua. „Sag's nur, wo sie sind!"

„Pasqua Nera, Du Negerin, hat Jemand schon die Checca lügen hören? Was thut's, wenn ich's sage?"

Dann wandte sie sich zu ihrer Beschützerin.

„Ich kann sie nicht holen, — sie sind im Leihhause, Signora."

„Im Leihhause?" wiederholte diese etwas kleinlaut.

Pasqua hob die Hände. „Mare de Dio! Es ist keine Schande, seine Sachen ins Deposito zu tragen; sie werden dort besser verwahrt, als irgendwo sonst; aber warum die Checca Anguiletta sie dort hat, — he, soll ich das auch sagen?"

Das Mädchen zuckte verächtlich die Achseln und ging an den Herd, wo eben der Wirth die Fische om Feuer nahm.

„Seht, Siora, ich bin eine arme Alte; wo das Meer meinen Mann hat, das weiß ich nicht. Es mag hinten am Ende der Welt sein, wo er ertrunken ist; man hat nie wieder etwas von dem Schiffe ge-

hört. Da sitze ich nun mit dem Mädchen, und die hat einen Sinn, so hoch hinauf, wie der Campanile von San Marco in Venezia. Kaum Brod und Polenta im Hause, denn mein Fradello hat uns aus Gnade da und muß selber sehen, wie er durchkommt. Und sie nun? Schmuck, als ob die Seligkeit dran hinge. Kaum hat sie von der illustrissima Signora die Ohrringe erhalten, und der Beppo Marmottina bringt eine große Korallennadel zum Vorschein, da muß sie auch die haben. Und weil's mit dem Gelde nicht reicht, kommen die Sonntagskleider ins Leihhaus. Oh Santolo, ich bin eine arme alte Frau!"

Die Professorin sah hinüber nach ihrem Sohne. Wolf, — hast Du Heimweh?"

Er lachte und nahm zum ersten Male die blaue Brille ab und rieb die Gläser.

„Ich? Nicht im mindesten, liebe Mama. Ich mache so im Stillen meine Betrachtungen über Ihren neuen Schützling und denke dabei an Ihren anderen daheim, die stille, kluge Cläre!"

„O, wie kannst Du sie nur vergleichen!" rief die Professorin — „und doch! denke Dir, Checca hätte den Unterricht genossen, welcher Clärchen zu Theil geworden."

Ihr Auge streifte dann Checca. Pasqua hatte

Recht; unter der zurückgeglittenen Tonda hervor schimmerte die Korallen-Broche, der zu lieb die Sonntagskleider ins Leihhaus gewandert waren. Sie hielt einen schmalen Leinenkragen zusammen, der das schäbige braune Kattunkleid schloß, welches sich um die elastischen Glieder des schönen Mädchens als armselige Hülle schmiegte.

Die flinken Finger lösten die Schnüre, welche die Tonda in der Taille befestigen.

„Als das noch Ninzoletto hieß, Siora, da war es besser in Chiozza. Es ist einmal sehr schön gewesen und mächtig, die Alten wissen noch davon zu erzählen," sagte sie lebhaft, denn sie hatte die Blicke der Deutschen anders gedeutet. „Es gab damals noch keinen Re d'Italia; die Leute in Chiozza waren so frei, wie die in Venedig."

Der „buon pesce" rief von seinem Rost herüber:

„Chiozza hat einen großen Rath und einen kleinen gehabt, und wie die Chiozotten sich mit den Genuesern geschlagen haben, mare de Diana das hat die Welt nicht wieder gesehen!"

Checca legte eine Hand auf die andere und seufzte.

„Wenn die Leute immer sagen, Chiozza war groß! Das haben die Todten gehabt, nicht wir.

Es sind brave Fischer, unsere Männer, aber wißt Ihr, Siora, was die auf dem festen Lande sagen? ‚Gli pesci sono nudi e gli pescatori anche! Und wenn unsere Fischer über das Meer fahren und nach Istrien kommen und nach dem Quarnero, so müssen sie auch den Spott hören: „‚Wir haben andere Künste, die Fische sind nackt, und die Fischer sind es auch.‘“

Sie ballte dabei, als wolle sie dem Hohn Trotz bieten, die kleinen Fäuste.

„Recht haben sie, aber ich wollte, ich könnte in Venezia sein. Das ist schöner als Chiozza — und die Läden, Siora, das Gold . . .“

„Santolo!“ rief Pasqua, „sie ist nur einmal dort gewesen, aber ich habe sie auch kaum wieder heimgebracht Sie hat von der Regatta nichts sehen wollen, nur unter den Procuratien ist sie gestanden. Und, die Heiligen wollen ihr die Sünde nicht anrechnen, aber es war mir, als hätte ich sie murmeln hören: ‚Für all das da könnte ich meine Seligkeit hingeben.‘ Ich habe ein Grauen gehabt,“ flüsterte sie, „und gehe nicht wieder mit ihr hin — die arme alte Pasqua nicht.“

Sie gab diese Bezeichnung jedesmal in so wehmüthigem Tone, als sei sie über sich selber zu Thränen gerührt.

„Welch eine Welt, Wolf! Es ist mir, als möchte ich mich nie mehr trennen von hier, — und wenn ich zufällig dann an unsere Heimat denke, so meine ich, eine drückende Luft senkt sich herab und nimmt mir den Athem. O, laß uns recht viel sonnige Bilder mit heimbringen, mein guter Sohn!“

Er nickte und sagte wie zu sich selber, indem er mit seinen langen Fingern spielte:

„Cläre hätte es mehr genossen, als ich!“

Eben trat Checca wieder an den Tisch und ordnete die Platten, welche des Kochs Kunst geliefert: den Fisch und das gelbliche Risotto, den Wein und das Sellerickraut, das in zierliche Stangen geschnitten war. Sie hielt aber inne und ließ fast die Flasche aus den kleinen Händen gleiten; sie gewahrte jetzt erst, daß die Brille entfernt war.

„Madè!“ sprudelte es über ihre Lippen. „Der Professore ist ja jung, und die schönen, blauen Augen, welche er hat! Die unter der häßlichen Brille zu verbergen!“

Das Gesicht des blonden Deutschen überzog sich mit leichter Röthe.

„Glaubtest Du denn, ich sei alt, Checca?“ richtete er zum erstenmale das Wort an sie.

„Mo! sind es nicht alle Professoren? Der

Toffolo hat einmal gesagt, sie wären gar keine rechten Menschen von Fleisch und Blut, und sie dächten nichts, als was in den häßlichen, dicken Büchern steht."

„Wer ist der Toffolo?' fragte Wolf, und seine Stimme erschien der Stiefmutter zum ersten Male wieder ganz wohlklingend.

Checca schlug ein wenig die schwarzen Wimpern empor.

„Der Toffolo, Signor, — sie nennen ihn Baccala, obwol er eigentlich Zaratta heißt, —" stotterte sie hervor.

„Und verdient er denn den Beinamen Stockfisch?" fragte der Gelehrte belustigt.

Es war, als stampfe ihr Füßchen den Boden.

„Ich meine, jetzt thut er's. Erzählt mir so Dummes von den Professoren, und nun finde ich, daß sie sind, wie andere Menschen. Nei , noch besser! Denn solch schöne, blaue Augen, — das ist ja, als ob man am sonnigsten Tage in die blauen Lagunen schaut." Und sie hob ihre strahlenden Blicke und sah ganz unbekümmert ernsthaft in das Männerantlitz vor ihr.

„Welche Poesie, welche Poesie!" sagte die Deutsche und nickte dabei mit wahrer Triumphatormiene.

Wolfgang fuhr über sein Gesicht, als wär' ihm zu heiß.

„Kannst Du lesen, Dame Checchina?'

„Ein wenig, Sior!"

„Und schreiben?"

„Meinen Namen!" sagte sie stolz, als sei das etwas Besonderes. Und es mußte wol so sein, denn sie setzte gleich hinzu: „Viele, die haben es schon vergessen. Aber ich mache auch die schönsten Spitzen in ganz Chiozza, fragt, wen Ihr wollt!" Dabei deutete sie hinüber nach dem Klöppelkissen, das auf dem jenseitigen Tische lag.

Frau Hollweg lächelte still vor sich hin. Vor keinem Kunstgebilde hatte ihr gelehrter Sohn so viele Worte gefunden, als heute der schwarzen Francesca gegenüber.

„Die Spitzen, ja, madè!" schrie Pasqua, die Negerin, „wenn sie einmal einen Mann hat, dann wird er ihr schon sagen, daß man nicht Alles hinausträgt, — ich bin eine arme Alte!"

„Willst Du heirathen, Checca?" fragte der Professor.

„Mo!" rief sie und machte große, erstaunte Augen. „Natürlich will ich, so gewiß muß man doch heirathen, wie auch Sie es gethan haben. Die

Mädchen sind zum Heirathen auf der Welt, wozu sonst?"

„Ich habe keine Frau, Checca!"

„So werdet Ihr eine nehmen!" meinte sie bestimmt.

Er lachte, als er dem Blicke seiner Stiefmutter begegnete.

„Denken Sie jetzt nicht: ‚Volkesstimme . . .' Mama?'

„Gewiß!" erwiderte sie. „Es wird auch so sein, wie die Kleine dort sagt."

„Sie ist eine Prinzessin, sie bildet sich's ein," rief Pasqua Nera, „mare di sangue, man hat eine Last mit ihr. Niemand hat sie bis jetzt angesehen, als der Toffolo, aber sie quält ihn auch. Und er ist keine schlechte Partie, Siora! Wenn Ihr der Checca zureden wolltet, . . ."

„Bah," fiel diese ein und kräuselte verächtlich den rothen Mund, „es sind viel mehr Mädchen auf Chiozza, als Männer, und ich habe doch keine Angst."

„Sie machen Dir Alle den Hof?"

„Alle!" nickte sie, als müsse sie es wahrheitsgetreu bekennen.

„Und der Toffolo, der hat am meisten Aussicht?"

Wie lebhaft sich der Professor für Toffolo's

Herzensgeschichte interessirte, und wie lange er von Indien fort blieb! Die blasse Frau gewahrte es mit besonderer Befriedigung.

„Madè! Der Toffolo ist gut, er hat eine Barke, und Niemand ist glücklicher beim Fischfang, als er. Und er kann vielleicht bald ein Haus kaufen, und dann — ist er schön, Signora, nicht, wie dort der Professor, schön, wie ein Italiener, und wüthend kann er sein, wie ein echter Baruffante. Und wenn die Santola es will, und wir werden einmal ein Paar, und wir schreien mit einander . . . . Mare de Diana, das werden baruffe chiozotte sein!"

Ihre Mienen und ihr Ton waren so lebhaft, als habe sie das schönste Prognostikon für eine etwaige Ehe gestellt.

„Aber," setzte sie dann hinzu, „ich weiß noch nicht, ob ich ihm so gut bin, daß ich ihn mag. ‚Das Leben ist lang, und die Ehe ist eine schwere Kette' pflegen die alten Leute zu sagen, welche das durchgemacht haben, — noch weiß ich nicht, ob ich ihn nehme. Er soll warten."

„Und wenn nun sein Herz bricht, Checca?"

„Oh, oh, das ist nicht von Glas. Hat das Eure schon von einer unglücklichen Liebe brechen wollen?" fragte sie keck.

Der Professor bückte sich nach seiner Brille.

„Ich, Checca, ich habe noch gar nicht geliebt," gab er beinahe schüchtern zur Antwort. Dann setzte er hastig die blaue Brille wieder auf.

„Nun seid Ihr nicht mehr hübsch," sagte sie, und etwas wie Bedauern klang dabei aus ihrer Stimme. Dann warf sie einen Blick nach dem Fenster. „Da ist der Toffolo, Signora; wenn Sie Lust hätten, eine Fahrt nach Sottomarina zu machen?"

Die Professorin blickte ein wenig unsicher auf ihren Sohn.

„Heute nicht, mein Kind," — sie zog dabei ihre Uhr zu Rathe, „wir müssen nach San Martino. Aber ich denke morgen.

„Welch schöne Uhr!" sagte Checca.

Die Dame lächelte. „Komm mit mir in mein Vaterland, und ich gebe Dir eine gleiche."

Die großen Augen sahen sie starr an.

„Nicht wahr," setzte lächelnd die Deutsche hinzu, „man könnte Dir alle Schätze der Welt versprechen, und Du verließest doch Deine heimatliche Insel nicht?"

Checca stand noch einen Augenblick unbeweglich, dann sagte sie ernst:

„Ich werde darüber nachdenken, Signora — bis morgen."

Jetzt kam das Staunen an Frau Hollweg, — sie hatte nicht geahnt, daß die kleine Chiozzottin ihre scherzend hingeworfene Aufforderung mit so tragischem Ernst erfassen würde. Aber dann mußte sie über sich selber lächeln. Bis morgen war sicher Chechina's Sinn schon wieder der Fremde abgewandt.

Pasqua und ihr Bruder begleiteten die Gäste vor die Thür und verschwendeten eine Anzahl von Knixen und Bücklingen und Versicherungen der Ergebenheit.

„Hierher, Toffolo!" rief Checca und winkte dem rothhemdigen Fischer. „Das ist er, — komm nur heran, Baccala!"

„Chechina," drohte er lächelnd, nachdem er vor den Fremden seinen breiten Filzhut abgezogen.

„Nun sieh einmal her. Der da ist ein Professor und so hübsch, so jung, — Baccala, ich werde Dir nur noch wenig glauben können, Christofolo Zaratta!"

Frau Hollweg legte ihre Hand auf Wolf's Schulter.

„Du hast ja eine wahre Eroberung an unserer kleinen Insulanerin gemacht, mein Sohn. Ich muß das Cläre schreiben."

Er seufzte; sie sah ihn aufmerksam an.

„Es ist mir doch, als habest Du Heimweh; vielleicht Sehnsucht nach Cläre?“

„O Mama . . .“

„Nun, aus Gewohnheit, Wolf,“ setzte sie lächelnd hinzu.

„Ah so, — vielleicht haben Sie Recht. Es ist mir oft, als fehle Jemand, dem ich etwas sagen müsse. Cläre, meinen Sie, könnte es sein?“ Das kam sehr leise nach und wurde auch von der Stiefmutter gänzlich überhört, denn sie nahm eben von ihrem Schützling Abschied.

Während nun die Fremden vom Buon Pesce aus die Hauptstraße hinab nach San Martino wanderte, blieb Toffolo neben Checca stehen und sah ihr, an eine Säule gelehnt, fragend, halb und halb schüchtern in das schöne Gesicht. Dann sagte er leise:

„Sie haben Dich gern, Checchina!“

„Ja,“ entgegnete sie ernst und wendete ein wenig den Kopf, damit die Korallengehänge in leicht schaukelnde Bewegung geriethen, „ja!“

Er nahm den Hut ab, strich über die Stirn, athmete rasch, als faßte er einen muthigen Entschluß, und rief:

„Man muß Dich auch gern haben, Checca, man muß!“

Sie blickte ihn an, prüfend gleichsam.

„Muß man, Toffolo? Warum?“

Nun lachte er und zeigte die blitzenden weißen Zähne.

„Weil Du das schönste Mädchen in Chiozza bist!“

Wieder das leichte Neigen des dunkelhaarigen Mädchenkopfes.

„Bin ich das?“ flüsterte sie, machte eine Pause, legte die Hand auf das Herz und wiederholte: „Bin ich das?“

Toffolo schlug die braunen Hände zusammen.

„Die Mutter Gottes weiß es! Sie weiß aber auch, wie gern ich Dich habe. O, Checchina, Du hast mir nie gesagt, ob es Dir auch recht ist?“

Seine braunen Augen blickten dabei ordentlich furchtsam in ihre schwarzen Sterne.

„Warum sollte es mir nicht recht sein, Toffolo?“ fragte sie, und ein listig verschmitzter Ausdruck huschte über ihre Züge. „Es ist schmeichelhaft, wenn die Leute Einem gut sind.“

Er stampfte mit dem Fuße auf die Erde. „Mare de Diana! So meine ich's nicht Alle! Madè! Da sollten sie den Christofolo Zaratta kennen lernen. Aber Du, — Checca, Du weißt ganz gut, was ich meine! Da drinnen beim San Felice könnte Dich

eines Tages der Priester fragen: Francesca Scarpa, willst Du Christofolo Zaratta?"

„O —," sagte sie mit einem Anflug von Koketterie, „ich bin noch sehr jung."

Toffolo fuhr mit Eifer fort: „Ich bin fleißig gewesen, Checchina, und habe gespart, und meine Barke kennst Du, und wenn wir beisammen sind ..." Er wurde sehr roth und zögerte ein wenig, als wolle er sich im Stillen den glücklichen Gedanken noch mehr ausmalen ... „ich sage nicht, daß Du es besser haben könntest, o, viel besser verdientest; aber Checca, wenn Du es wie eine Prinzessin hättest, — mehr lieben kann Dich Keiner, als ich."

„Wie eine Prinzessin," sprachen die rothen Lippen halblaut nach. ‚Wie eine Prinzessin', das hatte Mutter Pasqua ja auch zu den Fremden gesagt. Sie sah die weißen Finger der Dame, die sich so weich um die ihrigen geschlossen, und sah die blitzenden Ringe, wirkliche Brillanten, und die Uhr an der goldenen Kette. Die hatte es wie eine Prinzessin, die Fremde. Sie blickte endlich empor. Da stand der Toffolo, der hübscheste junge Fischer von ganz Chiozza, die Mädchen hatten ihn alle gern, — war er denn jetzt plötzlich nicht mehr so hübsch und begehrenswerth? Und er besaß doch, was viele nicht

hatten, eine Barke und Ersparnisse, — und sie war Checca, die Waise, die Verlassene. Wie furchtsam sie um sich blickte nach dem Erdgeschoßzimmer des Buon Pesce. Wenn die da drinnen einmal sterben, — sie waren alte Leute. —

„Du bist mein Traum, Checca! Oft meine ich, die Santa Lucia müsse aussehen wie Du," sagte Toffolo feurig. „Und wenn Du mir verbieten wolltest, an Dich zu denken . . ."

„Wie könnte ich das?" erwiderte sie überlegen; „Toffolo, seine Gedanken darf ein Jeder haben."

Er nickte. „Aber an eine Andere will ich nie denken, Checca!"

Sein treuherziger Ton rührte sie plötzlich, sie streckte ihm beide Hände hin.

„Ich bin Dir gut, Toffolo, und wenn ich einmal in Chiozza heirathe, so sollst Du mein Mann werden. Weiter — kann ich nichts versprechen," setzte sie mit verklingender Stimme hinzu.

Ihm war das genug, was wollte er denn sonst? Chiozza und Checca, das war Eines ohne das Andere ja undenkbar. Er hielt mit seiner schwieligen Linken die kleinen Finger fest und langte mit der rechten Hand in die Westentasche.

„Da," sagte er, nachdem er einen kleinen Gegen-

stand hervorgezogen, „da habe ich etwas dem Toni abgekauft, dem Armen, dem die Lucietta untreu geworden ist. Er wollte es aus Trotz einer Anderen schenken, — aber er hat's doch nicht übers Herz gebracht Gestern hat er sich drüben in Venedig für ein englisches Schiff anwerben lassen und geht nun in die weite Welt. Sieh, Checca, das kann unglückliche Liebe thun! Ist's nicht besser, wir machen's anders? Willst Du den Ring Checchina?"

Sie sah auf den silbernen, einfachen Reif, der einen keinen Rubin in der Mitte trug. Wie häßlich er war; wie ein Blutstropfen hing der dunkelrothe Stein daran. Sie mußte an die schön funkelnden Ringe der fremden Signora denken; das blitzte so anders. Nein, Toffolo's Ring gefiel ihr nicht Hastig schüttelte sie den Kopf und schob die Hand' welche ihr den Schmuck bot, zurück

„Nein, ich will ihn nicht, Toffolo, ich fürchte mich davor," sagte sie zaudernd, nach entschuldigenden Worten suchend. „Ich habe Dir meine Meinung nun gesagt; der Ring dort, welcher der Lucietta bestimmt war, der könnte Unglück bringen."

Der schöne Fischer schaute traurig auf seinen Kauf nieder; „Fünf Lire, — und ich dachte, er sollte der Checchina eine Freude machen. Sage

mir aber nur noch einmal, ob Du mir gut bist, Leben meines Lebens!“

„Ich spreche die Wahrheit, — ich bin Dir gut, Toffolo. Und nun will ich an die Merletti; — morgen sollst Du die Fremden nach Sottomarina fahren; putze Deine Barke schön.“

Dann war sie ins Haus geglitten. Der Fischer schaute ihr nach: „Sie ist schöner, als die Sonne über den Lagunen; sie ist die erste Schönheit von Chiozza!“

Dann dachte er an den für morgen winkenden Gewinn.

„Sie will's, — und obwol ich eigentlich ein Fischer bin, warum soll ich nicht einmal Fremde führen? Ich bringe sie auch nach Brondolo, — das ist einträglicher,“ schloß er sein Selbstgespräch und ging mit vergnügtem Gesicht davon. —

*　*
*

Toffolo's Barke schaukelte vor der Piazzetta von Chiozza. Er hatte das schwarze Dach so sauber als möglich gebürstet und stand nun mit stolzen Blicken da, seine Insassen erwartend. Erst vor kurzer Zeit waren Professor Hollweg und seine Stiefmutter von Venedig herüber gekommen.

Häufige Wasserfahrten bei warmem Sonnenschein waren dem Genesenden besonders empfohlen, aber der Sanskrit-Professor mußte doch denken, daß seine besorgte Frau Mama noch niemals so pünktlich ärztlichen Vorschriften nachgekommen war, wie jetzt, wo sie täglich zwischen Venedig und Chioggia hin und her fuhren. Die kecke Jugendfrische Francesca's und der eigenthümliche Reiz des Lebens in dem Fischerstädtchen übten jedenfalls eine besondere Anziehungskraft aus.

Neben dem deutschen Paare schritt Checca der Piazzetta zu; sie trug die Sonntags-Tonda und die eingelösten Festgewänder; — gestern war beim Abschied von der Signora etwas in ihre Hand geglitten, was die Letzteren aus dem Deposito ans Tageslicht zu befördern mächtig gewesen war. In malerischen Falten legte sich das leichte Battisttuch mit den feinen Spitzen über den schönen Kopf und fiel auf den kräftigen Nacken herab; das saubere, zierlich sitzende Gewand hob die herrlichen Formen, und der kleine Fuß im ausgeschnittenen Schuh und weißen Strumpf schaute wie neugierig unter dem Saume hervor Die Korallen erhöhten das warme Inkarnat des Gesichtchens noch mehr. Sie mußte auch wol den Spiegel, eine Scherbe oben in dem Kämmerchen, das Pasqua mit dem jungen Mädchen theilte, um

Rath gefragt haben, ob sie hübsch sei, denn sie trug das Köpfchen gewaltig hoch Einige Frauen und Mädchen blickten ihr nach und tauschten Bemerkungen aus. Sie hatte herablassend gegrüßt. ein kecker Bube schleuderte ihr den Beinamen „Anguiletta, Anguiletta“ mit heller Stimme ins Gesicht. Es überzog sich mit dunkler Gluth, dann richtete sie sich noch stolzer auf.

Toffolo und sein Gefährte halfen den Dreien beim Einsteigen; der schöne Fischer schaute mit wahrer Andacht in das liebliche Mädchengesicht, aber der Ausruf der Verwunderung erstarb ihm auf den Lippen vor dem strengen Blicke, der ihn aus den schwarzen Augen traf.

Der deutsche Professor machte Checca die Honneurs, wie einer Dame; er litt es nicht, daß sie den niederen, zerbrechlichen Sessel nahm, sie mußte sich neben seine Mutter setzen, und die Chiozzottin fand sich mit wunderlichem Ernst bald in die Damenrolle. Sie saß mit lässiger Grazie da, die kleinen, braunen Finger im Schoße.

Frau Emma neckte den Stiefsohn, der seinen Sessel in die Mitte des Bootes rückte.

„Es ist Berechnung, Wolf, Du kannst dann besser in das hübsche Gesicht sehen.“

„Vielleicht haben Sie Recht, Mama“

Hinter Wolfgang Hollweg blickten noch ein Paar andere Augen auf das Mädchen, die strahlenden Augen Toffolo's.

Der andere Chiozzotte entfaltete das Segel.

„Nach Brondolo?“ fragte der Fischer.

Der Professor nickte, obwol er eigentlich nichts von Brondolo wußte. Checca aber erklärte es jetzt, gewichtig lebhaft

„Brondolo, so alt, so alt, daß man gar nicht mehr weiß, wie alt. Dort sind die Campagnen, dort ist süßes Wasser und die große eiserne Brücke, welche nach der Terra firma führt. Ist die Siora schon einmal auf einem festen Lande gewesen?“

Es war der deutschen Frau nach ihren gewohnten Begriffen eine fast märchenhafte Erscheinung, dieses Inselmädchen, das so wenig von der Welt wußte, daß es den Reisenden das feste Land bei Brondolo als etwas Wunderbares zeigen wollte.

Sie belehrte gern, die lebhafte Frau, und nun saß sie mit leuchtenden Augen und erzählte der Lauschenden von dem fernen Deutschland, den schneebedeckten Höhen, den weiten Ebenen, von dem nordischen Meere.

„O,“ sagte Checca mit einem Seufzer, „das ist

Germania. Wir sehen auch Schnee, wenn wir nach den Friauler Bergen und den Monti Euganei blicken, aber ihn fühlen . . ." sie versank in stilles Nachdenken.

Die Professorin blickte Wolfgang an.

„Ist das nicht erfrischend nach unserer blasirten Jugend daheim, — unserer gekünstelten Vielwisserei? Hier ist alles in der Anlage: der frische, fröhliche Verstand, das leichte Begreifen und ein poetisches Denken und Fühlen! Wolf, ich würde mich anheischig machen, in einem Jahre die Erziehung dieses Mädchens zu vollenden, — ich würde es Und sie sollte Aufsehen unter denen drüben machen." Sie wies mit einer beinahe verächtlichen Bewegung gen Norden hin. – „Glücklich begabtes Volk."

„Germania, das ist Germania!" sagte Checca und hob wieder die gesenkten Blicke. „Und keine Lagunen sind dort, und kein Fischer und keine Segelbarke? Ich kann es gar nicht denken, aber es muß wunderlich sein. Lauter Plätze und Straßen, auf denen geputzte Menschen gehen. Sind sie alle so schön, wie Siora?"

Die Deutsche lachte; sie war eine kluge Frau und bezog jene Frage nicht auf den Rest einstiger Schönheit, der ihr geblieben.

„Nicht Alle, doch Viele sind gekleidet, wie ich.“

„Keine Barken?“ sprach das Mädchen vor sich hin, dann deutete sie auf die Bedeckung. „Das habe ich dem Toffolo gemacht!“

„Ja,“ fiel der mit einem Lächeln ein, „Keiner in Chiozzo hat es so, und Niemand ist so geschickt, wie die Checca!“

„Wenn ich in meinem Schmerze, damals, als ich Deinen Vater verlor, Wolf, und allein war, — denn Du warst ja auf der Universität und Cläre auch noch nicht verwaist, — wenn ich nach Italien gegangen wäre und hätte ein solches Kind gefunden und es erzogen, ich würde leichter über allen Kummer hinweg gekommen sein,“ sagte die Professorin, und etwas wie eine Thräne schimmerte in ihren Augen.

Die kleine Chiozzottin gewahrte das und zog mit einer Regung voll Theilnahme die Hand der Dame an ihre Lippen.

„Ja, liebe Mama, es wäre ein frischeres Leben gewesen, als es Ihnen der Bücherwurm von Sohn dann bot,“ fiel Wolf ein.

„O, Du warst stets gut, stets mein Stolz. Und das frische Leben, — nun, Wolf, das schuldest Du mir Du wirst Dich verheirathen, wir werden

schon sehen. Da Du Cläre wol nicht willst, nicht heirathen kannst . . ."

„Cläre?" sagte er ganz unbefangen, „die ist ja meine Schwester . . ."

Sie hob die Hand. „Ich habe auch noch nie daran gedacht."

„Ecco Brondolo!" rief Toffolo.

„Der Schlüssel der Lagune," setzte Checca mit Pathos hinzu.

Die deutschen Reisenden entdeckten nun allerdings nichts Sehenswerthes in und an diesem, von einem Kanal durchschnittenen, theilweise zu Mais und Gartenbau benutzten Landstriche, den ein kleines Fort schützt. Man sah zwar die eiserne Brücke am Ausfluß der Brenta, die das feste Land mit der Lagunen-Insel verband, aber der Eifer, mit welchem man Brondolo gepriesen, und mit dem sie hierher geführt worden waren, ließ sich durch nichts, als die Unwissenheit der Insulaner erklären. Das Einzige, was hin und wieder die völlig reizlose Fahrt unterbrochen hatte, war die Begegnung mit Maiskähnen, die meistens von Frauen gelenkt wurden.

„Die braven Frauen von Sottomarina!" hatte der zweite Ruderer gesagt und dabei auf die kräftigen Gestalten und die von der Anstrengung gerötheten

Gesichter gedeutet, welche unter den breiten Strohhüten hervorschauten.

„Sie sind fleißig, aber nicht schön!“ war Checca's Einwurf gewesen.

„Madè! nicht so schön wie unsere Chiozzottinnen,“ hatte Toffolo hinzugefügt.

Checca's kluge Augen gewahrten, daß Brondolo den Reisenden wenig Interesse abgewonnen; wie tröstend sagte sie zu ihrer Beschützerin, indem sie dem üblichen Dialekt nach so viel Buchstaben als möglich bei der Aussprache sparte:

„In Sottomarina werden Sie das Meer sehen und die Murazzi, Padrona, und die armen, armen Leute von Sottomarina.“

Es gab also in Checca's Augen noch weit ärmere Leute, als die „nackten Fischer“ von Chiozza.

Sonnenbeglänzt lag der schmale Land- oder Sandstreifen da, auf dem entlang sich die Doppelreihe steinerner Häuser zieht, die zusammen den Namen Sottomarina „unter dem Meere“ tragen. Das dumpfe Brausen und Grollen, Rauschen und Rollen machte sich von Weitem hörbar. Unter dem Meere würde wol längst der kaum drei Fuß hohe Landstreifen ruhen, schützten ihn nicht gegen den Wogen-Anprall

die mächtigen Murazzi, Mauern aus riesigen Marmorblöcken die terrassenförmig ins Meer abfallen.

Es sah freundlich aus, das schmale Sottomarina, dessen Häuser die übliche Bauart all jener kleinen Lagunen-Inseln zeigten. Die Mais-Ernte schien ein besonders reges Leben hervorgerufen zu haben. Hier waren Kähne gelandet, aus denen man die goldgelben Kolben ans Land trug; dort, vor den Häusern saßen Frauen, Greise und Kinder und lösten die Körner aus und ließen sie auf weiße Tücher gleiten, die am Boden ausgebreitet lagen, — ein Schwatzen, Lachen und Schwirren durch einander. Die Staatsbarke Toffolo's mit ihrem fremden Inhalt mochte auch Gesprächsstoff bieten.

Mit vornehmer Herablassung grüßte Checca hie und da eines der Mädchen; nur ein Mann, welcher aus einem Fenster herab auf die Ankommenden schaute, bekam etwas wie ein Lächeln dabei.

„Es ist der Spitzenhändler, der weit hinein bis nach Rom reist mit den Sachen, die wir hier arbeiten,“ setzte sie aufklärend oder entschuldigend hinzu.

Wenige Schritte über die Breite der Insel, zwischen den Maiskolben, den Tüchern und den schwatzenden Gruppen der Insulaner hin, und man stand auf den Murazzi, gegen welche die Wogen

klatschend schlugen, weiße Staubkämme schleuderten, zurückrollten, wiederkamen — immer gleich, seit Jahrhunderten immer dieselbe Melodie singend Bis auf die oberste Terrasse der riesigen Mauerbauten war der feine Flugsand geweht, angeschwemmt; Muscheln lagen darin und todte Seethierchen; kleine Eidechsen huschten hin und her.

Den Fremden war eine Schaar Kinder gefolgt, welche sich jetzt auf dem Sande wälzten und Purzelbäume schlugen, um ein paar Soldi zu erhaschen. Etwas entfernt saßen einige Männer, die mit Geldstücken spielten und eben in eifriger Debatte über Gewinn und Verlust waren. Draußen, jenseits der Häuser, an der friedlichen Lagune arbeiteten die Weiber für des Tages Bedürfnisse; — wer konnte ihnen Allen sagen, ob nicht trotz Riesenmauern und Menschenklugheit die Wogen dort unten grollend auf ihr Verderben sannen!

„Welch ein Kampf das gewesen ist um solch armselige Scholle Landes!“ sagte der Professor vor sich hin.

Checca sah ihm forschend ins Gesicht.

„Bedauern Sie die Leute auf Sottomarina? — Auch die Chiozzotten?“

„Mein Kind, — bedauern? Wer kann mir

sagen, ob sie Alle nicht glücklicher sind, als wir mit unserem Ringen und Streben dort hinter den Bergen!"

Sie stand still und zog die Tonda enger um das ernste Gesicht.

„Ringen und Streben," wiederholte sie, „das sind seltsame Worte, und ich fühle wol, daß Ihr sie in anderem Sinne gebraucht und meint, als wir" Dann tippte sie mit dem Zeigefinger auf die Hand der Professorin.

„Der Toffolo möchte, das ich bald sein Weib würde aber ich will nicht. Ihr habt mich gefragt, ob ich mit Euch möchte nach Deutschland, — ich will!"

Einen Moment sah die Professorin doch etwas verlegen aus, besonders weil sie fühlte, das Wolfgangs blaue Augen auf ihr ruhten. „Mein liebes Kind, — Deine Verwandten! . . ."

Madè! Die!" sagte das Mädchen verächtlich; „wenn Checca sagt: Ich will! so läßt sie sich nicht drein reden Ich will Eure Dienerin sein; ich habe es dann doch noch besser, als bei Pasqua und dem Paron'. Es ist noch nicht lange her, seht, da hatte ich hier am Arme einen blauen Flecken. Ich habe ihm damals geschworen, ich ginge fort, — ich meinte zu Toffolo. Aber — eine Barke ist doch noch nicht Alles auf der Welt!"

Die Professorin drückte einen Kuß auf die Sammetwange. „Wenn Du mit mir kommen willst, Checca, Du sollst eine Heimat finden.“ Sie nahm es schon eifrig auf und damit auch leicht.

„Da haben Sie ja das frische Leben, Frau Mama!“ sagte der Gelehrte.

Sie nickte. „Es soll Deine Ruhe nicht stören, lieber Wolf, — und Cläre hätte auch eine Gefährtin! Ich habe stets eine zweite Heirath verworfen; nun umgebe ich mich dafür mit Waisenkindern, und wer kann sagen, wohin das führt. Habe ich Dir nicht eine Frau erziehen wollen, Wolf?“

Er lachte still vor sich hin; sie war eine treusorgende Freundin für ihn gewesen, seit sie seines Vaters Haus betreten, und sie war es geblieben. Und welche Unbequemlichkeit konnte es schließlich für ihn haben, wenn sie mit Hülfe ihres Reichthums eine kleine Chiozzottin erzog? Keine, — sie kümmerte sich dann vielleicht weniger angstvoll über sein Zuvielarbeiten

Bei Brondolo war schon das Segel eingelegt; nichts hinderte jetzt auf der Heimfahrt Toffolo's Blicke, und sie waren so glückstrahlend, so oft sie vom Ruder zurück auf Checca's Antlitz kehrten. Er träumte von der Zukunft, von weichen Sommer-

abenden, an denen er nach gethaner Arbeit noch Zeit finden wollte, seine Checca hinauszuführen auf die Lagunen, damit sie gemeinsam die frische Luft athmeten, und er sah ein kleines Häuschen an einem Nebenkanal, vor welchem geschickt seine Barke landen konnte, drinnen die schwarze Checca am Klöppelkissen, seiner wartend. Singen wollten sie mit einander und an hohen Festen hinüber nach Venedig. . . . Seine Brust war so voll, und er stieß plötzlich einen jauchzenden Laut aus.

Die Insassen der Gondel hatten sämmtlich geschwiegen. Die Gedanken des Professors weilten im fernen Indien, seine Augen sahen die Schriftzeichen der Veda, — nicht die rauschenden Palmen, auch nicht die „klugen Gazellen", nicht des Ganges heiligen Strom — alte Holzrollen, alte, wunderliche Zeichen. Frau Hollweg dachte an die Heimat, an das freundliche Haus im Grünen und an den Sonnenschein, welchen das Kind des Südens dorthin tragen würde, und Checca blickte auf ihre unbekleideten Hände. Die weißen Zähne fest in die rothen Lippen geklemmt, athmete sie hastig und schwer; — Toffolo's armseliger Ring hätte sie noch vor Tagen glücklich gemacht, — heute nicht mehr. „Germania," das flüsterte sie in sich hinein, unzählige Male, und sie

verband nur einen Begriff damit: Schöne Kleider, blitzenden Schmuck.

Toffolo's Jauchzer ließ Alle zusammenschrecken.

Die Professorin blickte ihren Schützling an.

„Checca — den Toffolo hast Du vergessen?"

Das Mädchen verstand den Sinn der Frage sofort.

„Nein, — aber habe ich es Euch nicht gesagt: ‚Die Fische sind nackt und die Fischer auch — ?'"

Es lag eine starre Grausamkeit in den Worten, welche die deutsche Frau fast erschreckte.

„Wird Dir nicht doch der Abschied wehe thun?"

Das dunkle Haupt bewegte sich verneinend.

„Wenn man entschlossen ist, etwas zu thun, muß man nie rückwärts blicken, — immer geradeaus!"

„Man kann von ihr lernen, — festes Wollen," sagte Frau Emma Hollweg, welche sich wol bewußt war, jeder weichen Regung allzu nachgiebig Folge zu leisten.

Toffolo schaukelte sich auf Glückswogen, er sang eine Melodie leise vor sich hin — vielleicht ein altchiozzotisches Liebeslied

„Sposa mia
Adorata" . . . .

Noch eine Weile, dann legte das Fahrzeug an

der Piazzetta an. Checca drehte ihr Gesichtchen rasch zu der Fremden hinüber: „Parona, wollt Ihr mich noch heute?“

Sie hatte eine seltsam schnelle Art zu handeln, die braune Insulanerin, aber Frau Hollweg sagte nicht minder rasch:

„Sobald Du magst, Checchina!“

Das Mädchen nickte und deutete auf den Platz vor dem Kaffeehause.

„Dort bekommt man den besten Café nero, Siora.“

Die Fremden folgten der Weisung. Toffolo's Antlitz glänzte, denn der Professor hatte ihn überreich belohnt. „Das war eine gute Fahrt, Mare de Diana!“ sprach er lustig vor sich hin.

Checca stand mit verschränkten Armen da und schaute zu, wie die Männer das Boot befestigten. Als der Eigenthümer seinem Gefährten den Antheil gegeben, welcher ihm gebührte, und Jener den Platz verlassen, rief sie:

„Toffolo!“

Er stand schon neben ihr und blickte sie zärtlich an.

„Addio, Toffolo!“

„Mo? Eh'!“ fragte er.

Das Mädchengesicht blieb unverändert ernst.

„Addio, Toffolo! Ich gehe nach Germania — heute noch.“

„Che bello scherzo!“

„Kein schöner Scherz, Toffolo! Da ist meine Hand! Leb' wol, — sei glücklich, — die Heiligen sollen Dich schützen!“

Er faßte nach seiner Stirn, schleuderte den Hut ab, fuhr mit den Armen durch die Luft und stieß hervor: „Bist Du die Checca? Bin ich der Toffolo? Sind da die Lagunen und ist drüben das Meer?“

Sie nickte mit dem gleichen feierlichen Ernste.

„Das ist Alles, wie Du sagst, und wie es bleiben wird; nur daß ich fortgehe, mit der deutschen Parona!“

Er knirschte mit den Zähnen; sein schöner Traum war zerronnen, wie vorhin die weiße Schaumwelle an den Murazzi von Sottomarina.

„Sie kauft Dich für Geld? Du gehst und läßt Chiozza, Deine Vaterstadt, und mich, den Toffolo?“ fragte er, und es klang wie ein unterdrückter Wehschrei aus seiner breiten Brust herauf. „Weißt Du nicht, wie gut ich Dir bin?“

„Ja,“ nickte sie. „ja, — aber, Toffolo, Du wirst

bald einer Andern gut sein und die Checca vergessen haben."

„Nie — nie!" rief er.

Sie lächelte leicht; sein Schmerz schmeichelte ihrer Eitelkeit.

„Niemals, Checca, — denke an den Toni!"

„Bah," sagte sie, „die Lucietta war falsch. Ich habe Dir nichts versprochen, Toffolo — und ich nehme nicht einen Anderen da vor Deinen Augen. Ich will nur in die Welt, weil ich arm bin."

Kannte er den unbeugsamen Sinn der Chiozzottin schon, weil er keine Bitte mehr wagte? Er bückte sich und hob seinen Hut wieder auf.

„Der Toni sagte, das einzige Mittel zu vergessen sei, daß man weit hinaus ginge auf ferne Meere, — — Checca, willst Du nie wiederkommen?"

Sie fuhr über die Stirn und die Augen.

„Warte einmal, Toffolo!" Dann sah sie vor sich nieder, sinnend, erwägend, und endlich hob sie das Haupt wieder.

„Du wirst Heimweh haben," meinte er, als müsse er neben seinem Weh schon jetzt die zukünftigen Leiden der Geliebten beklagen, „Sehnsucht nach den Lagunen, nach dem Meer, — vielleicht auch nach dem Toffolo."

„Dann komme ich wieder!“ rief sie bestimmt aus.

Ein Freudenschein flog über sein Gesicht.

„So werde ich warten, Chècchina! Ein ganzes, langes Jahr will ich warten, und dann, wenn Dich das Heimweh nicht wieder herüber getrieben hat über die Berge, — dann mache ich es, wie der Toni.“

Checca nickte; seine Hoffnungsfreudigkeit machte ihr den Abschied leichter.

„Es ist gut, Toffolo Baccala, sagt Checca Anguiletta; —“ sie konnte scherzen. Dann reichte sie ihm die Hand.

„Guter Fang, gute Meeresfahrten, gut Glück, Toffolo.“

Er kämpfte mit den Thränen. „In einem Jahre mache ich's dem Toni nach.“

Sie wandte sich ab und ging leichten Schrittes dem Tische vor dem Kaffeehause zu, an welchem Mutter und Sohn sich niedergelassen.

Toffolo stieg in seine Barke und setzte sich unter das Korbdach, aber er sang nicht mehr:

„Sposa mia,
Adorata“ —

Thränen, heiße Thränen liefen über seine braunen Wangen.

* * *

Es mußte im Frühling und Sommer ein poetisches, behagliches Heim sein, dies kleine Haus, von Epheu umgeben, mitten im Grün des ausgedehnten Parkes, unweit des südlichen Thores der Universitäts-Stadt im Norden. Von den Balkons bot sich die entzückendste Aussicht auf die sanft ansteigende Hügelkette der Berge und auf alte Schlösser und Ruinen, welche die Hauptpunkte krönten. Im rauhen Herbst und gar erst im Winter lag das hübsche Haus wol einsam da. Selten kamen Spaziergänger vorüber, noch seltener Wagen und Reiter; nur Dorfleute mit Kiepen auf dem Rücken belebten diesen Theil der Landstraße ab und zu.

Ein pfeifender Wind war heute streng daher gefahren und hatte an Läden und Thüren gerüttelt, Bäume und Aeste krachend hin- und hergebogen, als wollte er sie brechen, und graue Wolken herüber gejagt über die Bergkette. Jetzt ruhte er, dafür aber fiel es nun federweiß und wirbelnd vom Himmel herab.

„Schnee!“ sagte eine Stimme, „Schnee, — der erste im Februar erst, das hat noch kein Christenmensch hier zu Lande erlebt, und wenn das nichts zu bedeuten hat . . .“

Der Nachsatz erstarb auf den dünnen Lippen

oder im Schneegewirbel, welches der Luftzug soeben in das blasse Gesicht der Alten trieb, die, unter der Hausthüre stehend, jene Worte gesprochen.

„Wie, Nero, Dich wundert es auch?“ wandte sie sich dann an den schwarzen, riesigen Hofhund, der, seine Hütte verlassend, zu ihr kam. Seine Kette klirrte und mochte ihn an unliebsame Gefangenschaft erinnern, denn er blickte mit den treuherzigen Augen traurig zu der kleinen, runzeligen Frau in der faltigen, weißen Strichhaube auf. Sie streichelte sein lockiges Fell mit den mageren Händen.

„Bist auch traurig, Nero, — glaub's wol. Tagein, tagaus an der Kette liegen und still sein, während Du sonst mit der Frau die schönsten Spaziergänge machen durftest, — glaub's schon. Aber Du bist brav und bellst auch heute nicht, Nero, — bist vernünftig, denn die Frau ist noch krank, sehr krank . . .“

Sie wischte über die klugen grauen Augen, — vielleicht war eine Schneeflocke hineingeweht.

„Sie muß besser werden, wir müssen sie hüten, denn wir brauchen sie Alle, — wie, Nero?“

Der Hund leckte ihre Hand; sie ließ es geduldig geschehen und blickte an den Mauern hinauf.

„Wie es nun da drinnen aussieht! Sonst Lust

und Freude, nun hängt Alles die Köpfe und schleicht herum; der Sohn, das Cousinchen, — nur die nicht, die sie da irgendwo aufgelesen hat, die gelbe, unnütze Puppe, die nicht einmal den Kohl von den Blumen unterscheiden kann."

Leichte Schritte kamen über den Hausflur; dann drängte sich ein schwarzer Kopf neben der weißen Strichhaube hervor, und eine tiefe Stimme fragte: „Was ist das? Das ist nun Schnee?"

Dann glitt eine braune Seidenschleppe über die Füße der Alten und die Stufen hinab, mitten in den schneebedeckten Sandweg.

„Cos è, Prisca?"

Die Gefragte sagte undeutlich etwas vor sich hin. Das Mädchen streckte die Finger hinab.

„Oh, das ist kalt," sagte sie in gebrochenem Deutsch. „Prisca, ich habe nicht gewußt, daß Schnee kalt ist. Aber es sieht hübsch aus, — wie Federn."

Sie schüttelte das Köpfchen, in welchem der schmelzende Schnee hing, wie funkelnde Brillanttropfen.

„Sie wissen auch wol nicht, Fräulein Checca, daß man mit einem so unvernünftig langen und kostbaren Seidenkleide nicht in den Schmutz geht?" fragte Prisca streng und mit erzürnten Blicken.

„Madè!“ rief Checca, und ein hochmüthiger Zug glitt um ihren rothen Mund, „questa baruffante!“

Prisca ahnte, daß die Chiozzottin in ihrer Muttersprache kein allzu schmeichelhaftes Prädikat für sie gebraucht hatte, und ihre Miene blieb düster, wie der Schneehimmel.

„Ordnungs- und Reinlichkeitssinn muß es da unten,“ sie machte eine unbestimmte Bewegung, „jedenfalls wenig geben. Und wenn Frau Professorin das sähe, so würde sie es wenig billigen, daß man zwecklos das schönste Kleid im Hause herum schleift.“

In Checca's Wangen stieg das Blut. „Meine Heimat ist so schön, Chiozza ist so herrlich, — was wissen Sie davon!“

Dann blickte sie an dem braunen Seidenkleide mit den schweren Franzen und Falbeln hinab und weidete sich an ihrer eleganten Figur.

„Was soll ich thun? Ich habe mich geputzt aus Langeweile!“ sagte sie mit einem Seufzer.

„Arbeiten!“ antwortete Prisca lakonisch.

„Madè! Ich bin nicht darum nach Deutschland gekommen, — und bei diesem Himmel kann man keine Merletti machen.“

Sie verließ ihren Platz, zog wieder die Schleppe über Prisca's Füße, begann den Anfang

eines italienischen Liedchens und stieg die Treppe hinan.

„Das singt," murmelte die Zurückbleibende, „und thut, als sei sie eine Prinzessin, und ist doch nichts, als ein Fischerkind."

Checca glitt die Stufen hinauf. Sie sah größer und schlanker aus in dem modernen Gewande, mit der kokett aufgethürmten Frisur; schöner auch, bestrickender war sie geworden, denn ihre Bewegungen hatten jetzt neben der natürlichen Grazie noch eine Zuthat von bewußter Eleganz erhalten. In Bezug auf gesellschaftliche Formen und modischen Putz war sie eine gelehrige Schülerin gewesen.

Sie öffnete, oben angelangt, rasch eine Thür und trat in ein angenehm durchwärmtes Gemach, in welchem Blumen in Gruppen standen und behagliche Möbel geschmackvoll aufgestellt waren. Ein leiser Zuruf kam vom Fenster herüber:

„Checca, wir müssen leise sein, die Tante schläft."

Die Chiozzottin schritt auf die Redende zu.

„No, Cläre, — Krankheit ist langweilig, — und ihr Zimmer ist durch drei andere von hier getrennt," sagte sie wie ein schmollendes Kind.

Das blonde Mädchen beugte sich freundlich zu ihr.

„Meine Blume des Südens langweilt sich, —

wo sind die Bücher? Kranksein, Checca, ist traurig, — und ich fürchte . . ." Sie brach ab, denn ihre weiche Stimme versagte ihr vor Bewegung.

Checca schüttelte sich. „Willst Du mich auch quälen, Cläre? Was gut ist, jetzt, wo ich die Siora nicht sprechen darf, ist, daß ich nicht immer lernen muß. Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein. In Chiozza wußte ich genug und hätte gleich einen Mann bekommen, so wie ich damals war," setzte sie betrübt hinzu.

„Aber — wenn Du hier einen haben sollst, der sehr, sehr gelehrt ist . . ." es kam dies stockend über Cläre's Lippen.

Checca verzog den Mund. „Das ist für ihn gut, was thut es mir? Ich bin schön, warum soll ich noch in den Büchern lesen?" Und sie warf ihrem Spiegelbild einen freundlichen Blick zu.

Cläre seufzte. „Du wirst das Alles später begreifen."

„Später!" sagte Checca verächtlich und setzte sich in die Sophaecke.

Cläre legte den Stift nieder und blickte hinaus in den überschneiten Garten. Sie stellte sich dabei die Frage, ob es wol recht sei, dies Naturkind zu beneiden.

Cläre besaß auch eine schlanke, ebenmäßige Gestalt; der Kopf war mit schweren, blonden Flechten geschmückt, das Gesicht angenehm und freundlich, aber nicht schön. Graugrüne Augen mit langen, blonden Wimpern waren sein Hauptreiz, wenn von einem solchen die Rede sein konnte bei diesen milden, echt weiblichen Zügen.

„Da kommt Wolf!“ sagte sie dann, mehr vor sich hin.

Checca machte eine Bewegung. „Er hat mir versprochen, mich deutsche Schauspieler sehen zu lassen, —“

„Wenn die Tante so schwer krank, — Checca!“

„Oh, ich vergaß!“

Ein leichter Schritt kam die Treppe herauf, dann stand Wolfgang Hollweg im Zimmer.

„Guten Tag, Cläre, — ah, Checca, — und solch trübselige Miene? Freilich,“ setzte er besorgt hinzu, „Prisca hat mich unterrichtet, daß es mit der Mama noch gleich stehe. Cläre, ich habe da eine böse Correctur, willst Du mir helfen?“

Sie lächelte zu ihm herüber. „Wolf, als ob es einer Frage bedürfte.“ Sie schob die Staffelei sofort zur Seite.

Er nickte vergnügt. „Du bist die allzeit Hülfsbereite, Cläre, — mein guter Kamerad.“

Er legte die blaue Brille fort und zog ein Heft hervor.

Checca sprang auf und stand neben dem Paare.

„Cläre, — sieh ihn nun an, ist er nicht hübsch und jung und lieb so? Die abscheuliche Brille!“

Der Professor faßte nach den unruhigen Fingern, die seinen Augengläsern Gefahr bringen wollten.

„Das ist schon seit Chiozza unser Streit, — ich glaube, Checca, begehrte ich Dich zur Frau, Du würdest sagen, die Brille fort — oder niemals! Cläre, hier, sieh mich an . . .“

Das sanfte Mädchen senkte die Blicke. ‚Ich finde Dich immer gleich, Bruder Wolf!“

„Madè! Aber er ist so schöner!“ sagte die Chiozzottin eigensinnig.

Cläre hielt die Correcturbogen in den Händen; sie dachte eben, wie merkwürdig viel Zeit doch der junge Gelehrte zum Scherz mit Checca habe. Aber, war das nicht begreiflich? Er erfreute sich an der Jugendfrische und Natürlichkeit. Und wenn es einmal wahr werden sollte, was Frau Hollweg ihr nach der Rückkehr aus Italien mitgetheilt hatte, wenn Checca, erzogen und herangebildet, Wolf's Frau werden sollte, — — so war es ja gut, daß er sie gern hatte, schon jetzt.

Es war ihr plötzlich so weh im Herzen, so seltsam beklommen; sie hätte gewünscht, daß sie einen lauten Ruf ausstoßen könnte, aber es bot sich keine Veranlassung dazu, und es war ein kindischer Wunsch. So machte sie nur den Versuch zu sprechen und deutete auf die Staffelei.

„Da ist die Chiozzotta!"

Wolfgang Hollweg beugte sich herüber.

„Reizend, gelungen, — meisterhaft, liebe Cläre. Das wird Mama erfreuen! Sie sieht ein wenig trotzig dort unter der Tonda hervor, unsere schöne Chiozzotta!"

Cläre lachte. „Sie zürnte mir, daß ich es vorzog, sie in ihrer heimischen Tracht zu zeichnen, statt in den modernen Gewändern; sie findet sich schöner darin."

„So, ebenso hat uns ja die Checchina Anguiletta zuerst gefangen genommen," sagte der Professor und schaute das schöne Mädchen lächelnd an. „Bitte Schwester Cläre um eine Copie und sende sie Dame Pasqua!"

„Nein!" sagte Checca.

„Oder dem Padrone oder Toffolo?"

„Nein, — so nicht. Sollten sie denken, ich wäre noch die arme Chiozzotta, wo ich doch eine Dame geworden bin? Madè!"

„Hast Du nie Heimweh gehabt?"

Sie sah den Fragenden beinahe spöttisch an.

„Nach dem Buon Pesce? O nein! Die Pasqua nera wird froh sein, daß sie ihr Mittagsbrod nicht mehr theilen muß, und der Paron'? Nun, der kann mit einer anderen Magd schreien. Nur, . . ." sie senkte den Kopf.

Cläre legte den Arm um die Schulter des schönen Mädchens. „Sie hat doch eine wunde Stelle," sagte sie rechtfertigend.

„Zuweilen möchte ich in einer Barke fahren, — das ist Alles!" rief Checca.

„Ich habe es für schwieriger gehalten, so südliche Gewächse hier anzupflanzen, als es sich erwiesen," meinte Wolfgang, sich an Cläre wendend. „Da hat sich wieder der sichere Blick der Frau Mama bewährt. In einem Jahre . . ."

Zwei warme Hände faßten nach den seinen: „Ein Jahr!" sagte Checca's rother Mund, „sagen Sie mir, Sior Professore, wann ist ein Jahr zu Ende? Ist das hier so lang, wie bei uns in Chiozza? Damals, als ich ging, ernteten sie den Mais, hier fällt heute Schnee, — wann kommt hier die Mais-Ernte?"

Die hastige Frage entlockte ihm wieder ein Lächeln.

„Das Jahr ist überall gleich lang, Checchina!“

Sie sann nach. „Es war in Sottomarina, wo sie den Mais einbrachten. Jetzt wird bei uns die Sonne scheinen und sie werden auf den Fischfang fahren. Ein Jahr hat bei uns zwölf Monate, und wir haben niemals Schnee.“

„Wunderlich,“ meinte der Professor; „das Einfachste klar zu machen, erscheint mir oft wie eine Riesenaufgabe!“

Mit einem plötzlichen Ruck, so daß die drei sich erschreckt umwendeten, wurde drüben die Thür aufgerissen. Prisca stand auf der Schwelle, bleich, mit erhobenen Händen: „Herr Professor, — Fräulein Cläre!“

Sie waren Beide sofort an ihrer Seite, aber nur Wolfgang fand Muth zu der Frage: „Prisca, doch kein Unglück?“

Cläre starrte der alten Dienerin angstvoll in das ernsthafte Antlitz; Jene bewegte die Lippen. Hatte sie das Wort wirklich ausgesprochen: „Es ist Alles vorbei,“ oder hatte Cläre es nur aus ihren Mienen gelesen? Das blonde Mädchen stieß einen erschütternden Schrei aus und eilte davon.

Als auch der Professor und Prisca ihr gefolgt waren, blieb Checca allein zurück.

„Diese Leute," sprach sie vor sich hin, „sie haben Alle Furcht vor der Prisca, — nur ich nicht!" Dann machte sie ihrem Bilde eine neckische Verbeugung und plauderte im Dialekt ihrer heimatlichen Insel zu ihm hinüber.

„Bon' di, povera Chiozzotta, kennst Du die große Dame hier, eh? Siehst Du die Ohrringe von Lapis, welche sie trägt, und die große Broche? Eh, das ist besser als Korallen." Sie schritt nach dem Spiegel, ordnete etwas an ihrem Anzuge und setzte dann hinzu: „Sobald die Siora wieder gesund ist, will ich eine Kette haben und ein Armband von Lapis, die fehlen mir, — und wenn ich einmal heirathe, Brillanten. Man kann nur als Frau Brillanten tragen, sagt die Siora."

Sie hing das schwarze Köpfchen tief auf die Brust.

„Warum nur? Ich verstehe es nicht. Bin ich in Wahrheit noch nicht klug genug?"

Sie sprang an das Fenster, wo Cläre's blühende Rosen standen, und brach die schönste und schob sie in die schwarzen Haare. „Wenn sie zankt so küsse ich sie und mache sie schweigen," flüsterte sie, — „es sieht gar so hübsch aus."

Dann sank sie in einen Sessel und schloß die

Augen halb; — sie träumte, aber nicht von der Heimat, nicht von der Sonne und dem blauen Meere des Südens; sie träumte von dem, was das Glück ihres jungen Lebens ausmachte, von Schmuck und Schönsein.

Nach einer Weile trat Cläre ein; sie war sehr blaß, und Spuren von Thränen zeigten sich auf den Wangen.

„Was ist?“ rief Checca und schnellte empor.

Cläre machte zweimal vergebens den Versuch, zu sprechen; erst zum dritten Male kam es über ihre Lippen.

„Sie hat Dich auch lieb gehabt, — und Du hast sie auch verloren!“

Die schwarzen Augen blickten sie noch immer fragend an. „Wer, was?“

„Sie ist todt! Willst Du kommen und sie sehen in ihrem friedlichen Schlummer?“

„Todt?“ sagte Checca und wich scheu zurück, „todt!“

Dann streckte sie beide Arme weit ab, und ein Schauder überlief sie sichtlich.

„O, laß mich, Cläre, ich habe eine Furcht vor Todten, ich will und mag sie nicht sehen. Ich sah noch nie eine Leiche.“

Das blonde Mädchen wandte sich ab. Checca raffte ihre Kleider zusammen und eilte in ihrer geräuschlosen Weise die Treppe hinab an Nero vorüber in den beschneiten Garten. Dort duckte sie sich an den breiten Stamm einer Eiche und schaute wie gebannt hinauf nach den Fenstern des Sterbezimmers.

* * *

Es war im Trauerhause sehr still geworden nach dem unheimlichen Geräusch, welches die Bestattungsfeierlichkeiten gebracht. Frau Emma Hollweg, die lebensfrohe Besitzerin der Villa, ruhte nun in der prunkvollen Gruft, welche sie dem berühmten Gatten hatte errichten lassen. Die grünen Jalousien an sämmtlichen Fenstern waren geschlossen; Nero bellte nicht mehr an der Kette, sondern schlich mit gesenktem Kopfe umher, und auf Bäumen und Büschen und Wegen im Park lag der Schnee dicht und schwer.

Der Sohn des Hauses und die blonde Cläre traten eben Hand in Hand in das Studirzimmer des jungen Professors. Man sah es wol; seit Tagen waren die Bücher nicht berührt, die umherlagen, auch die mächtigen Papierstöße nicht, welche den eichenen Schreibtisch bedeckten, — die Trauer hielt Wolfgang sogar von Sanskrit und Veda fern.

„Du mußt nun erst vollends mein Rathgeber und guter Freund sein, Cläre," sagte der Professor, nachdem er die Cousine zu einem Sessel, dem unbehaglichen Schaukelstuhl, geführt hatte.

Sie wich demselben mit einer geschickten Wendung aus und ließ sich auf einem Holzschemel nieder, während Wolfgang vor ihr stehen blieb und sie mit rührender Hülflosigkeit ansah.

„Ja, Cläre," setzte er hinzu, „und wir müssen gerade jetzt gleich eine Art von Familien- oder Geschwisterrath halten!"

„Ich höre, Wolf!" sagte die weiche Stimme des blonden Mädchens.

Er machte eine Bewegung nach dem Schreibtisch hin, strich mit der Hand über einen dort liegenden offenen Brief und meinte:

„Wenn sie das noch erlebt hätte, es würde sie doch stolz gemacht haben, — sie hat mich manchmal mit meiner Entdeckungssucht geneckt. Nun habe ich dennoch den Triumph; der englische Resident findet nach meiner Vermuthung die alte Handschrift richtig in Kaschmir, — und bald, Cläre, etwa in einem Jahre, können wir sie hier haben."

Um Cläre's Lippen flog ein leises Lächeln.

„Ich fürchte, es wird ein recht langes Jahr werden, Wolfgang, — wenn nicht Anderes es verkürzt.“

„Ja,“ nickte er, „ich habe ein unangenehmes Mittel dazu bereits entdeckt, — Sorgen!“

„O,“ sagte sie und blickte ihn verwundert an, „Wolf, wir sind ja Beide Mamas einzige Erben, und ich habe mich schon gefragt, was ich mit all dem Ueberfluß anfangen soll.“

„Das ist es nicht,“ entgegnete der Professor und strich mit der einen schlanken Hand über die andere. „Die Verwaltung des Vermögens wird mir zu schaffen machen; Mama war ein Anwalt in dergleichen Dingen, welche den besten Mann beschämte. Aber ich, — und das ist's nicht allein, — was fangen wir mit Checca an?“

Cläre hatte ihr Gesicht nach dem Fenster gewandt, und Wolfgang konnte ihre Züge nicht sehen, als sie halblaut entgegnete:

„Die Frage liegt nahe! Mama glaubte noch viele Jahre vor sich zu haben und hat nicht direkt für ihren neuen Schützling gesorgt. Sie hatte bisher nur Pläne.“

„O,“ meinte der Gelehrte erleichtert, indem er seine Brille gerade schob, „sie soll gut, reich von mir versorgt werden; zweifle nicht, Cläre.“

„Sie mit Geld versehen, Wolf, das ist nicht Alles. Denke, daß sie mit allen Wurzeln und Fasern aus dem heimischen Boden gerissen und in eine andere Lebens-Sphäre versetzt wurde, daß sie neue Anschauungen gewann und andere Berechtigungen hat.“

„Mama experimentirte gern,“ sagte Hollweg, „nun stehen wir vor der Frage: wie erfüllen wir ihre Absichten mit der kleinen Chiozzottin am besten, am pietätvollsten?“

Die kalten, schlanken Finger der Sitzenden umspannten seine Hand. „Am pietätvollsten, Wolf, das ist das Wort! Ich glaube, Du wie ich, wir fühlen darin gleich.“

„Ja, ja, Cläre, — aber man kennt in diesem Falle ihre Absichten nicht!“

„Ich kenne sie, Wolf,“ flüsterte das Mädchen etwas mühsamer, etwas tonloser, als sie vorhin gesprochen.

Er strich mit der Hand über ihre vollen Flechten.

„Meine liebe Cläre, mein guter Kamerad, dann hilfst Du mir ja wieder über alle Mühe hinweg.“

„Nicht so ganz, mein Herr Professor,“ versuchte sie scherzend zu sagen, „nicht so ganz. Die Haupthandlung bleibt Dir, — ich will und kann nichts als die Einleitung übernehmen, den Vorschlag . . .“

„Das klingt feierlich!“ Er schob einen Stuhl herbei und setzte sich zu ihr.

Cläre sah sehr ernst aus.

„Ich will kurz sein, Wolf. Als Mama die Checca brachte, lobte sie Gemüth und Anlagen des Mädchens; sie nannte sie ein völliges Naturkind, das noch weiches Wachs in den Händen des Bildners, des Erziehers sei, und sie baute große Pläne auf diese Erziehung. Wenn sie vollendet wäre —“ sie machte eine Pause, um Athem zu schöpfen, — „dann . . . glaubte sie eine Frau nach Deinem und ihrem Sinne erzogen zu haben.“

„Ah,“ meinte er, „ja ich denke, Du hast Recht, kleine, gute Cläre. Nun ist sie mitten aus ihrer Aufgabe abgerufen, — unsere rege Mutter, —“

Das Mädchen fuhr mit dem weißen Tuche über ihr Gesicht.

„Sie, ja, — aber Checca ist noch da.“

„Ja, ja!“

„Und was denkst Du über sie, Wolf?“

Er rieb seine Hände wie in Verlegenheit. „Es ist schwierig, Cläre!“

Sie hob die sanften Augen empor und blickte ihn fragend an.

„Denkst Du nicht, daß es in ihrem Sinne wäre, wenn Du das Mädchen zu Deiner Frau machtest?“

„Zu meiner Frau, Cläre?“ Der Ton klang so völlig naiv und verwundert, daß er dem ernsten Mädchen fast ein Lächeln entlockte. „Brauche ich eine Frau?“

„Einmal doch wol, Wolf, und nun, wo Du allein sein wirst, vollends. Es muß für Dich gesorgt, Du mußt umsorgt werden; Du bist der echte Gelehrte, welcher im praktischen Leben so hülflos ist wie ein Kind!“

Er hatte an der Brille geschoben, und nun glitt sie herab von seinen staunenden Augen und zeigte diese unverhüllt.

„Habe ich Dich denn nicht, Cousine Cläre, — hast Du bisher nicht all das gethan?“

Sie nickte ernst. „Bisher, Wolf; jetzt wird es anders sein. Wir müssen uns trennen! Die Welt ist wunderlich und würde es für sonderbar erachten, bliebe ich hier unter Deinem Dache.“

„O, die Welt,“ sagte er naiv; „Du bist wie die Mama, — sie dachte auch immer an die Welt. Mir ist sie gleich, —“

Cläre unterbrach ihn mit ängstlicher Hast, als eile sie, zum Schlusse der peinvollen Unterredung zu

kommen. „Ich kann nicht bleiben, aber Prisca wird es, und darum meinte ich, wenn Du doch über kurz oder lang eine Frau nehmen würdest . . .“

„Cläre, wenn eine neue Frau Professorin da ist, kommst Du dann zurück?“

Er sagte das wie ein Kind, welches auf einen glücklichen Gedanken gekommen ist.

„Dann vielleicht, wahrscheinlich,“ entgegnete sie und wandte ihr blasses Gesicht völlig vom Lichte ab. Er stand auf, ging mit unhörbaren Schritten über den dicken Teppich und blieb dann wieder vor ihr stehen.

„Jetzt habe ich begriffen. Du meinst, wenn man doch einmal eine Frau nehmen muß, warum sollte es nicht die Checca sein, welche Mama so eigentlich für mich bestimmte?“

Sie nickte.

„Du bist meine kluge Schwester! Checca ist heiter, —“

„So heiter, Wolf, — ich sah Dich früher niemals lachen, wie jetzt über ihr lustiges, kindliches Geplauder.“

„Hast Du das bemerkt, Cläre? Ich wußte es selber nicht.“

Das blasse Mädchen seufzte. Sie bemerkte ja

Alles, was ihn betraf, und wenn je ein neidischer Gedanke in ihrer Seele aufgestiegen war, so war es der gewesen, dem Freunde ein so herzliches Lachen abgewinnen zu können, wie es Checca that.

„Sie ist auch schön, Wolf!"

„Die Leute sagen es, schön und jung und heiter, — und bildungsfähig, da wäre sie ja eine angenehme Persönlichkeit, und sie müßte einem anspruchsvolleren Manne genügen als mir!" rief er scherzend

Cläre bewegte bejahend das blonde Haupt. Er liebte Checca, schon der Gedanke an sie stimmte ihn heiter. Nur daß ihre Augen schärfer sahen; sie gewahrte, daß er die schwarze Insulanerin bereits liebte, und er selber war noch nicht klar über seine Gefühle.

„Cläre," sagte da seine wohlklingende Stimme, „muß es bald sein?"

Sie hob rasch das Haupt; sie hatte eben denken müssen, wie schwer es sein würde, von dem traulichen Hause, von dem Parke mit seinen lauschigen Plätzen — und dem Studirzimmer mit dem Bücherdufte und dem „Rüchlein Rauchtaback", das es stets durchwehte, zu scheiden.

„Noch einen Monat, den wird man mir unter Prisca's Schutz gönnen, dann habe ich Alles geordnet; drüben, jenseits des Thores in dem grünen

Hause, ist eine Wohnung frei. Dort habe ich Nordlicht zum Malen und keinen so weiten Weg, wenn ich täglich komme, um mit Dir Correctur zu lesen," sagte sie mechanisch.

Er hatte ihre beiden Hände gefaßt

„Ein Monat, — reicht denn der nicht zum Heirathen? Du bleibst dann gleich hier, —"

„Checca ist noch sehr jung, Wolf, und sie wird erst hinaus müssen in eine Pension, um Dir zu genügen."

Energisches Kopfschütteln. „Damit ich etwa ein Jahr hier allein sein werde? O, grausame Cläre! Nein, wenn es doch einmal sein muß, so bin ich für schnelles Handeln. Und Checca wird sich unter Deiner Leitung noch genügend fortbilden können. Ich bin für schnelles Handeln, Cläre!"

Sie mußte die Wimpern senken, damit er nicht bemerkte, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. Glückliche Checca, der diese sehnsüchtige Ungeduld galt! Die Tante hatte einmal wieder Recht gehabt mit ihrem Scharfblick, als sie behauptete, daß Wolf Hollweg bereits in Chioggia von dem Liebreiz des Naturkindes gefangen und zu ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hingerissen gewesen war. Glückliche Checca! Beinahe hätte sie es laut vor sich hin gesagt

„Die Trauerzeit!“ warf sie stammelnd ein.

„O,“ sagte er leichthin, „geben wir der Welt in dem einen Punkte nach, — das zweite Opfer bringe ich ihr nicht. Und das hatte die Mama auch nie gewollt; im Gegentheil, ich erfülle nun ja ihren letzten Wunsch, —“

Das blasse Mädchen mußte doch einmal die Hand gegen das Herz drücken, — er betrachtete sich gewissermaßen noch als Mä tyrer bei der Erfüllung jenes Wunsches, der mit seiner Neigung zusammentraf!

„Nun,“ meinte sie dann, „wir müssen Checca hören. Aber ich denke, sie hat weder den Wunsch, heimzukehren nach Chioggia, noch einen Grund, Deinen Antrag abzulehnen.“

Der Sanskrit-Gelehrte stand völlig verwundert da.

„Abzulehnen?“ fragte er in einem Tone, der ganz das Gegentheil jener Frage enthielt. Also war er auch ihrer Neigung und Geneigtheit zum mindesten schon sicher.

„Da ist sie!“ rief Cläre, als es leise an die Thür pochte.

Checca trat ein, höher und schlanker noch als sonst in den Trauerkleidern, die ihr besonders gut standen. Sie wußte das unbedingt und hatte noch zur Erhöhung ihrer Schönheit und eigenartigen Er-

scheinung einen großen, schwarzen Spitzenschleier um Haupt und Schultern gelegt, wie sie es früher von den Venezianerinnen gesehen.

Wie sie so näher glitt, war sie in Bewegungen und Gestalt eine völlige Dame, und der Eindruck veranlaßte den Professor zu dem halblauten Ausrufe: „Sie ist nicht mehr zu jung, — jedenfalls aber zu alt und zu groß für eine Pension,“ worauf Cläre bejahend den Kopf neigte.

„Welche Stille!“ rief Checca und zog die Achseln in die Höhe, „welche Kälte, — und ich langweile mich so sehr!“

„Armes Kind,“ sagte der Professor, „sie sehnt sich auch nach unserer Verlorenen.“

„Cläre, Liebe, was soll ich thun? Die Bücher langweilen mich, und ich möchte Sonnenschein und Wasser, — blaue Lagunen. Der Schnee ist so häßlich und so kalt.“

Cläre streckte ihr die Hand hin.

„Komm, Cecchina, wir haben ernst mit Dir zu reden!“

Der Professor beugte sich über die Schulter seines „guten Kameraden“.

Sage Du es ihr, Cläre, ich bin so unpraktisch, und Du wirst es viel kürzer und besser machen!“

„Ernst reden?“ rief die Chiozzotta, „madé! Ich möchte wieder heiter sein, aber die Prisca, dieser Haifisch, hat mir vorhin, als ich über den Papagei lachte, so abscheuliche Augen gemacht. Ich hasse sie — é vero, sie ist ein Haifisch!“

„Komm,“ sagte Cläre und zog die Widerstrebende heran. „Sei unsere gute Checca und höre zu. Auch Du hast so viel an der Tante verloren!“

„Santolo, ich habe diese Nacht geträumt, daß sie kam und mir einen Schmuck gab, oh Dio! so schön, — und ein solcher Traum hat eine gute Bedeutung, die Pasqua nera wußte das genau, und alle Leute in Chiozza fragten sie um Rath, wenn sie einen Traum gehabt hatten. Mo, — diese Prisca machte mir ein Gesicht, aber wir werden sehen, und es ist noch nicht Abend, und in einem Tage kann man viel erleben.“

Die Andere nickte. „Und heute wird ein bedeutungsvoller Tag für Dich sein!“ Sie blickte dabei zu Wolfgang hinüber, aber der kam ihr mit keinem Worte zu Hülfe.

„Warum? O, mein Traum!“ rief die Chiozzotta.

Clärchen strich ihr über die glühenden Wangen. „Du weißt, die Siora hatte Dich lieb und wollte Dich gern zu einer Dame machen, —“

„O, die Bücher!“ sagte Checca grollend und zog die mächtigen, schwarzen Augenbrauen zusammen, „ich hasse Bücher.“

„Du wirst sie noch lieben lernen; es sind oft bessere Freunde, als Menschen. Aber, Checca, sie wollte Dich bilden, damit Du würdig einen bestimmten Platz ausfüllen solltest, und dieser war an der Seite eines Mannes . . .“

„Cos' è!“ rief das braune Mädchen, „man ist dazu da, um sich heute oder morgen zu verheirathen.“

„Du hast daran gedacht?“

„Ob ich es habe! Bin ich nicht nahezu siebzehn Jahre? Und in Chiozza wäre ich schon eine Frau!“ Sie senkte das Köpfchen, als habe sie über einen wichtigen Gedanken nachzusinnen.

„Und hier, Checca,“ fuhr die Andere fort, „hier kannst Du es auch bald sein. Die Signora wollte Dich für Jemand heranbilden, der ihr am nächsten stand auf der Welt.“

Die schwarzen Augen blitzten sie herausfordernd an, der Professor aber sagte nicht einen Laut.

„Sie glaubte, Checca, — sieh dorthin, Kleine, — der Professor will Dich zu seiner Frau machen. Unsere Todte wünschte es und . . . er selber . . . er selber hat Dich gern.“

Es war gesprochen, das schwere Wort; aufathmend sank das blonde Mädchen zurück.

Checca sprang auf; die Augen sahen noch größer, noch funkelnder aus.

„Da — der Professor? Mare de Diana, der blonde Professor und die Cecchina Anguiletta,“ — sie lachte, vielleicht, weil sie sich selber in der Erregung den Spottnamen gab, — „oh, wer hätte das gedacht! Und er liebt mich?“

Mit einer linkischen Bewegung gelang es Wolfgang, eine der braunen gestikulirenden Hände zu fassen.

„Checca, willst Du meine kleine Professorin werden?“

Sie schwenkte sich auf den hohen Stöckelschuhen herum

„Ob ich will? Ob ich die Signora sein will von dem schönen Haus und den Zimmern und der Prisca, dieser Diavoletta? Oh, es ist komisch!“

Er hörte dieses Durcheinander von Fragen und Ausrufen mit einer ziemlich verlegenen Miene und setzte dann hinzu:

„Oder — möchtest Du zurück nach Chiozza?“

„Nein, nein! Ich nehme Euch, caro professore! Heiliger Schutzgeist, aber ich hätte es nicht geglaubt.

Warum" — sie blickte von ihm zu dem schweigenden Mädchen hin, — „warum nehmen Sie die nicht!"

Tiefe Gluth zog einen Moment über Cläre's blasses Gesicht; dann sagte sie mühsam lächelnd: „Ich bin wie Wolfs Schwester, Checca!"

„Ja, sie ist meine Schwester!" wiederholte Wolfgang.

Checca fand sich überraschend schnell in ihre neue Rolle, sie hing sich an den Arm des Professors und fragte, an ihm emporblickend; „Welch ein Tag ist heute, sposo mio?"

„Der neunte Februar!"

‚Madè! Das ist mein Geburtstag!" Dann beugte sie das Köpfchen. „Nun bekomme ich den Lapis nicht, den sie mir versprochen hatte, — nun ist sie ja todt."

Cläre vermittelte es, daß Wolfgang die Versicherung gab, der betrauerte Schmuck solle sein Brautgeschenk werden.

Dann faßte der Professor nach seinem Hute.

„Es ist Zeit zur Vorlesung." Er gab Cläre nach seiner Gewohnheit die Hand, nickte Checca zu und schritt hinaus.

Die Brille lag vor Cläre. Sie wartete, daß er zurückkäme, sie zu holen. Nein, dort schritt der

sonst so Empfindliche durch den beschneiten Garten, blickte auf die blendende, weiße Decke herab und schien doch den Verlust nicht einmal zu bemerken. O, sie mußte tief aufseufzen. Glückliche Checca! So sehr war er in seine Gedanken versunken, — in den Gedanken an das kleine braune Mädchen dort.

Checca saß in der Sophaecke und zog in endloser Hast ihr Taschentuch durch die Finger.

„Prisca, — ich, ich werde ihr's zeigen, wenn ich die Herrin bin — Mare de Diana!" murmelte sie vor sich hin.

„Sie wird sein Leben erhellen," flüsterte Cläre „und ich, —" sie vollendete nicht, sondern griff nach einem Correcturbogen und beugte sich darüber.

Die schwere Uhr tickte langsam, dann und wann kritzelte leicht der Stift über das Papier, draußen fiel der Schnee in dichten Flocken, und als Cläre nach einer Weile auffah, hörte sie an den regelmäßigen Athemzügen, daß Checca, die junge Braut, in der Sophaecke schlief. —

* *
*

So spät Schnee und strenge Kälte eingekehrt waren, so beharrlich blieben sie, und kein weiches

Märzlüftchen zog über die Bergkette, um an der weißen Decke zu rütteln und zu rühren, welche über Flur und Wiesen lag.

Auch die Villa Hollweg hatte noch das öde, winterliche Aussehen; Reif und Eis glitzerten auf den Bäumen, und nur innerhalb derselben zauberten und lockten Cläre's blühende Blumen kurze Frühlingsträume hervor.

Das blasse Mädchengesicht schien sich aber derselben wenig zu freuen; es war ernster als sonst, und die fleißige Hand, welche mit wirklicher Meisterschaft den Pinsel zu führen wußte, ruhte müßig im Schoß, während die sinnigen Blicke nach den sanften Linien der Bergkette schweiften. Cläre träumte jetzt oft aber wol nicht von heiteren Dingen, wenn sie so stundenlang unthätig vor ihrer Staffelei saß.

Die tiefe Ruhe, welche kurze Zeit nach dem Tode der Professorin über dem Hause gelegen, war gewichen; es gab jetzt wieder ein bewegliches, rasch hier und dorthin gleitendes Wesen, welches treppauf und ab huschte und aus einem Zimmer in das andere eilte, — Checca.

So schnell sie sich an jenem Verlobungstage in die Rolle der Braut gefunden, so leicht war es ihr auch geworden, sich im Hinblick auf ihr zukünf-

tiges Herrinnenthum schon jetzt mächtig zu fühlen. Sie hatte hundert Wünsche, tausend entzückte oder verdrießliche Ausrufungen, je nachdem Prisca geneigt schien, ihre Anordnungen zu beachten oder nicht, und zwischen ihr und der alten Dienerin des Hauses fand eine unerbittliche Kriegführung statt.

Cläre ließ das Alles in ihrer sanften, stillen Weise geschehen, und Wolfgang, den dann und wann eine Klage Prisca's doch zu erreichen wußte, hatte nichts als ein Lächeln: „Sie ist ja noch ein Kind!"

„Wie lieb muß er sie haben!" sagte sich Cläre dann jedesmal, und ein schmerzliches Lächeln zog dabei um ihren Mund.

Checca fing einmal jene Aeußerung ihres stillen Verlobten auf, ihre Augen blitzten, und sie ballte die Hände zu Fäusten.

„Mare de Diana — ich bin noch ein Kind? Er soll dies Kind kennen lernen," murmelte sie leise in sich hinein.

Sie fühlte sich gekränkt, denn der junge Gelehrte ging trotz seiner Brautschaft seine stillen Wege, blieb in seiner gewohnten Lebensweise, lächelte über Checca's naive Einfälle, wie über ihre Kämpfe mit Prisca, und nicht der geringste Ausspruch deutete darauf hin, daß sie nicht allein bereits jetzt die Herrin seines

Herzens, sondern auch baldigst die seines Hauses sein würde. Wolf hatte sich an jenem Tage im Gespräch mit Cläre seiner Sorgen entledigt, und nun fesselten ihn Bücher, Schriften und Studien mehr als je.

War Checca's Zorn indeß, wie gewöhnlich, bald verflogen, dann bewaffnete sie sich trotz der Widersprüche der alten Dienerin mit dem großen Schlüsselbunde, eilte zu Schränken und Boden und musterte mit neugierigen Blicken deren Inhalt, in dem sie mit unruhigen Fingern umherwühlte. Es kamen oft wunderliche Dinge zum Vorschein, über welche die junge Insulanerin in laute, staunende Ausrufe ausbrach; groß- und urgroßmütterliche Hauben, alte Sammethabite und gestickte Westen, Pompadour- und Schnallenschuhe; aber sie fand auch mit richtigem Geschmack die werthvollen alten Spitzen, welche die Professorin Hollweg selber vergessen, und zog sie jubelnd ans Licht.

„Merletti für mein Hochzeitskleid," bestimmte sie mit Herrschermiene.

Prisca hatte freilich daraufhin mitleidig die Achseln gezuckt, — war ihr die Freude über die „vergilbten häßlichen Dinger" doch wieder ein Be-

weis von dem Unverstand des Findlings, der nichts wahrhaft Gutes kenne und gewöhnt sei.

Cläre's Herz hing weder an Points noch an Seidenschleppen; sie gönnte dem Naturkinde den ungetheilten Besitz derselben, nur glitt dann und wann ein sorgenvoller Blick hinüber nach Vetter Wolfgang: möchte nie die Stunde kommen wo er klarer sah, wo er mehr wollte, als diese kleine gefallsüchtige Checca. —

Die Schneeflocken wirbelten durch die graue Luft und schlugen gegen die Salonfenster, nur ein Halblicht herrschte in dem Prachtraume der Villa Hollweg. Er zeigte sich aber auch ohnedies nicht im vollen Glanze; bunt durcheinander waren die Möbel geschoben, und Prisca und eine Gehülfin hantirten mit Bürste und Tuch. Die alte Prisca gestand es sich selber nicht daß die nahende Hochzeit der Grund sei, warum sie bei schlechtem Wetter und unbehaglicher Kälte die General-Reinigung vorgenommen. Sie meinte, es sei des Herkommens wegen, und immer hätte man im März so den Frühling begrüßt.

Sie hatte eben mit einem Seufzer einen Amor zur Seite gestellt, als es leicht neben ihr raschelte, und ehe sie sich noch umgewendet, sagte eine Stimme:

„Es ist gut so; ich habe schon lange hier eine Aenderung machen wollen.“

Prisca nickte bejahend vor sich hin. Natürlich, wenn einmal etwas da war, das man weder nahen gehört, noch gesehen, und das so ganz plötzlich, unheimlich neben Einem auftauchte, so war es allemal das „braune Ding“, das „kein rechter Christenmensch schön finden konnte“.

„Da,“ fuhr Checca fort und hob den Arm graziös empor, „die beiden häßlichen Bilder sollen fort!“

Prisca schaute nach jener Richtung; es waren die Großeltern des verstorbenen Professors, ein alter Herr in steifer Perrücke und würdevoller Haltung, der ein unschönes, aber gelehrtes Gesicht besaß, und seine Gattin im hohen Pudertoupet und mit der schmalsten Taille über dem weitbauschigen Reifrocke. Sie hatte kokett die bewegte Hand gegen das Herz gelegt, als wollte sie nicht allein den gelehrten Herrn dort an ihrer Seite, sondern Jeden, der sie anblickte, „ihrer devotesten, zärtlichsten Attention“ versichern.

Prisca schien nicht recht gehört zu haben. Sie legte den Federbesen aus der rechten Hand in den linken Arm und sagte dann:

„Die Beiden dort waren die Heiligen in der

Familie, der erste berühmte Professor Hollweg, von dem es auf Sohn, Enkel und Urenkel gekommen ist mit der Gelehrsamkeit. Meine Frau," — so nannte sie die verstorbene Herrin, — „meine Frau hat die Beiden immer an den besten Platz im Hause gehängt. Wir sind hier Renaissance im Salon, und die Bilder gehören eigentlich nicht in die Zeit, — aber vor unseren Stammeltern haben wir Deutschen immer Respekt."

„Diese Deutschen," wiederholte Checca, und ihre feinen Nasenflügel hatten ein verächtliches Zucken, „sie lieben sehr wunderbar, — alte abscheuliche Bilder; Menschen mit warmem Blut behandeln sie kalt!"

„Meine Frau," setzte die Alte hinzu und hob wie salutirend ihre Staubwaffe, „die wußte es wol. Und nun nehmen Sie Ihre Schleppe auf, damit es nicht wieder stäubt und . . ."

Sie kam nicht weiter, denn das schwarze Mädchen vor ihr schien um Kopfeslänge zu wachsen.

„Maledetta!" sprudelte es über die rothen Lippen, „bin ich hier Herrin oder questa negra? Sono la sposa, — und ich will die Bilder nicht mehr sehen, denn sie haben das Mal' occhio, den bösen Blick."

„Noch," sagte Prisca und schaute in das braune

Gesicht, „noch sind Sie hier nichts als das arme Mädchen, welches die Frau aus Gnade . . .“

„Maledetta!“

— — „aus Gnade und Barmherzigkeit dem Elend entrissen.“

„Sono la sposa!“

„Noch bleiben die Bilder da, wo sie sind, und die alte Prisca wird sie zu schützen wissen. “

„Vederemo!“

„Wüßte es die Frau. wie das Alles so gekommen ist, sie hätte dort drüben im Grabe keine Ruhe, denn der Wolf war ihr Liebling, und ihn ins Verderben rennen zu sehen . . . o, die alte Prisca hat noch gesunde Augen.“

„Aber, ich schwöre es, sie wird nicht lange mehr ihre bösen Blicke und schlimmen Worte auf mich schleudern. Wenn ich die Herrin bin . . .“

„Ja,“ nickte die Alte, „das warten wir nicht ab; das wollen wir nicht erleben. Unter das Kommando von Hergelaufenen uns zu stellen, haben wir nicht nöthig. Unter Einer nur wäre ich hier im Hause geblieben, und das ist Fräulein Cläre, und die wäre auch nur die Einzige gewesen, welche für unsern Wolf gepaßt hätte, das habe ich immer gesagt . . .“

„Was will diese Negerin?"

„Wie ich's meine, und wie's der junge Herr einsehen wird, wenn's zu spät ist! Es ist ein himmelschreiendes Unrecht, das an Cläre geschieht, und es wird noch Thränen genug kosten. Mag der Himmel geben, daß die sie weint, welche das Unglück verschuldet hat." Ein bezeichnender Blick flog dabei an Checca hinunter.

Diese stand still da, mit wogender Brust und verschränkten Armen. Dann schien sie eine heftige Verwünschung, welche sich über ihre Lippen drängen wollte, gewaltsam zu unterdrücken. Endlich drehte sie sich langsam, so daß ihre Schleppe sich fast um die Füße der alten Prisca wickelte, und winkte das jüngere Mädchen heran.

„Da," sagte sie herrisch, „sofort jene Bilder herab!"

Die Gerufene zauderte mit verlegener Miene, denn Prisca hatte mit einer hastigen Bewegung drohend den Stiel ihres Besens erhoben.

„Bestia!" sagte die Italienerin; weiter nichts. Dann sprang sie mit der Behendigkeit einer Katze auf das Sopha. Ein Griff, und krachend stürzte der „Stolz der Familie", der alte Professor Hollweg, die Leuchte der Wissenschaft, von seinem erhabenen

Platze, — ein zweiter Stoß, und die lächelnde Rokoko-Dame folgte ihm. Dann sprang Checca herab, machte dicht vor dem bleichen entstellten Antlitz der alten Prisca mit dem Zeige- und kleinen Finger das Jettatore-Zeichen und flog wie die Flocken draußen, wie vom Wirbelwind getrieben, aus dem Saale.

Prisca stand regungs- und athemlos und blickte nach den gestürzten Hausgöttern hinüber. War denn das möglich? Wachte sie? War das der Renaissance-Salon und hier das, was sie im Arme hielt, der Wedel? Stand dort die Hanne mit dem dümmsten Gesichte von der Welt?

Ihre weiße, faltige Strichhaube rutschte auf den ergrauten Haaren hin und her, dann sagte die Alte mit völlig gebrochener Stimme:

„Nicht anrühren, nicht anrühren! Alles am Orte der That lassen, damit der Thatbestand konstatirt werden kann. So heißt es bei Unglücksfällen und Mord, und das hier, Hanne, das ist mehr als ein Mord!“

Sie senkte das Haupt so tief, daß das spitze Kinn die Brust berührte, und schlich aus dem Gemache, in welchem sie so Fürchterliches erlebt hatte; aber sie brauchte sehr lange Zeit, bis sie die Thür von des Professors Studirzimmer erreicht hatte.

„Mir ist nie so behaglich und wol,“ sagte der junge Gelehrte eben zu Cläre und legte ein Buch aus der Hand, „als wenn ich Dich in dem gleichen Raume weiß, so still bei Deiner Arbeit und doch so besorgt für mich. Da geht das Feuer nicht aus, denn Du denkst daran, und keine Unberufene betritt das Zimmer, und wenn ich Dich einmal nicht dort sehe, so fehlt mir etwas!“

Cläre seufzte leicht und zwang sich dann zu einem Lächeln. „Ich hoffe, Checca wird Dir das Gleiche erweisen.“

„Checca?“ fragte er wie verwundert, „o, Cläre, die könnte ja niemals so still sitzen, wie Du. Ich denke ja gar nicht daran, und eben weil es nicht anders werden kann und soll, bringe ich das Opfer, —“

Er stockte, fuhr mit der Hand über die Stirn und hustete dann verlegen. Der Ausdruck mochte ihm selber etwas wunderlich erschienen sein. Er wurde aber einer Verbesserung desselben überhoben, denn Prisca hatte Kraft und Muth gefunden, die Thür zu öffnen.

Wolfgang Hollweg und Cläre schauten sie erstaunt an. Die Alte blieb neben dem Eingang stehen und lehnte sich an die Wand.

„Herr Professor, — nun, ich habe auch oft ge-

nug noch aus alter Gewohnheit Wolf gesagt, — ich kann keine Stunde mehr unter diesem Dache bleiben, denn wenn in einem Hause ein derartiger Frevel geschieht . . ."

Cläre fuhr erschreckt empor; nur der Sanskrit-Professor kam nicht aus seiner gewöhnlichen Ruhe. Aber ehe Beide zu einer Frage oder Prisca Zeit zur Fortsetzung ihres Berichtes gefunden, wurde aufs Neue die Thüre aufgerissen, und Checca stürzte hinein. Sie blieb aber nicht, wie die alte Dienerin, in respektvoller Entfernung von dem gelehrten Besitzer des Gemaches, sondern sie glitt dicht zu ihm hin und schaute ihn mit den blitzenden Augen forschend an.

„Hat sie mich verklagt, die Vecchia, hat sie?" fragte sie zischend, „und was, Sposo mio, hast Du ihr erwidert? Hast Du sie gehen heißen? Denn ich will, daß sie geht, sofort — und ich will noch mehr, —" ein feuriger Blick schoß dabei nach Cläre hinüber.

„Ein Zank," sagte Wolfgang und rieb seine schlanken Hände, „ein Weiberzank währt nie lang. Und ich habe sehr wichtige Fragen zu erledigen . . ."

„Ich bin länger im Hause, als der Herr Professor Jahre zählen," fiel Prisca ein, „und habe viel erlebt, aber das noch nicht!"

„Wenn Sie nur sagen wollten, was, Prisca!“ rief Cläre hinüber.

„Was? Eine höchst unwichtige Sache, niente di importanza,“ und Checca's zehn Finger fuhren dabei in die Luft. „Ich hasse diese dummen, bösen Gesichter drüben im Salon, und weil ich hier die Herrin sein werde, so habe ich sie abgenommen . . .“

„Heruntergeworfen, ohne Achtung, ohne Respekt vor der Familienehre und Würde, — die Urgroßeltern Hollweg!“ fiel Prisca ein.

Checca lachte. „Un buffone und eine Dame von antiker Mode, — o, so lächerlich antik! Ich will, daß mein Bild dort hängt, ich bin die regina della casa!“

„Und nun?“ fragte Wolfgang Hollweg und sah von Checca zu Prisca und dann nach Cläre hin.

„Nun,“ rief die alte Dienerin, und die weißen Falten über ihrem Scheitel zitterten mit vor Erregung, „nun gehe ich. Fräulein Cläre, es thut mir weh, mehr als ich sagen kann! Aber sie ist einmal die Braut und in zwei Tagen die Frau, und ich beuge meinen alten Kopf nicht mehr. Und weiter will ich nichts sagen.“

„Checca,“ begann der Professor nach einer Pause, „es sind Bilder, Reliquien könnte man gewissermaßen

sagen, die ... Nun, wenn es ihr so entsetzlich ist,“ — er sah hierbei wieder seine blonde Cousine an, — „meinst Du nicht, daß sich ein Platz hier in meinem Zimmer finden ließe? Ich liebe die Ruhe so ... Prisca, Fräulein Cläre bringt Dich hoffentlich auf einen anderen Sinn ...“

Er setzte sich, seufzte erleichtert und glaubte genug gethan zu haben. Aber Prisca rief ein kräftiges „Nie!“ und fügte etwas Unverständliches hinzu, wobei wieder ein böser Blick auf die Chiozzotta flog.

Checca lachte ihr in das faltige Gesicht, zeigte die weißen Zähne und machte noch einmal das Jettatore-Zeichen. Dann drehte sie sich zu ihrem Verlobten.

„Son' la sposa! Und gegen eine Braut ist man galant, und ich will auch nicht, daß die Bilder hier hängen. Auch hier werden sie mir den bösen Blick machen,“ sagte sie in eigensinnigem Tone.

„O, hier,“ entgegnete der Professor mit seiner unerschütterlichen Ruhe, „hier werden sie Dich nicht stören, Checca, denn außer mir betritt ja nur noch Cläre dieses Zimmer.“

Die schwarzen Augen der Insulanerin wurden größer.

„Bis jetzt, — aber wenn ich Deine Frau bin?“

Er sah sie ganz unschuldig an. „Ich denke, das ändert nichts in unserm Leben, sondern wird es mir vielmehr erleichtern, zu meinen alten Gewohnheiten zurückzukehren, wie sie vor Mama's Tode waren. Du weißt, sie selber betrat dies Gemach fast niemals, und Cläre, die meine Gehülfin ist . . ."

Er kam nicht zur Vollendung seines Satzes; Checca's kleine Füße stampften ungestüm den Boden, und ihre Hände ballten sich.

„Maledetto Du, Maledetta sie!" rief sie zornig. „Bin ich Checchina, Deine Sposa, oder ist sie es? Ich hasse sie; sie ist eine Schlange, eine blonde Viper und hält Dein Herz, daß es sich gegen mein Herz verschließt." Sie richtete sich hoch auf. „Wolf, — ich hasse sie, und Du mußt wählen zwischen ihr und mir! Weißt Du, daß ich eine Chiozzotta bin, und daß wir an der Eifersucht sterben oder uns rächen müssen? Wähle zwischen ihr und mir, gleich jetzt, sofort!"

„Mein Himmel, Checca, wir sind unter einem kälteren Himmel, — beruhige Dich, Kind!" sagte er.

Sie stieß einen schrillen Ruf aus.

„Kind! Ich bin kein Kind, ich bin eine Rasende jetzt; ich werde nicht wissen, was ich thue!" Sie schüttelte noch einmal ihr schwarzes Haupt. „Wähle!"

So sanft und besonnen, wie immer, trat ihr Cläre entgegen.

„Checchina, er hat gewählt, — Du bist ja seine Braut!“

„Nein, ich will auch die Herrin sein!“

„Du sollst es, Checca, ich habe längst gefühlt, daß es sein müßte; — Wolf, ich habe es nur bis jetzt nicht aussprechen mögen, Du weißt, ich bin zuweilen muthlos.“

„Cläre?“ sagte er fragend.

Sie streckte ihm wie abwehrend die Hand entgegen.

„Du würdest niemals die rechte Ruhe finden, wenn ich hier bliebe . . .“

„Nein,“ rief er, „nein, das war ja die Bedingung, als ich . . .“

„Still, Wolf, Du bist ein Mann! Und ein rechter Mann hält sein Wort, wenn er es gegeben.“

„Aber auch Du gabst das Deine . . .“

Sie lächelte mühsam; in ihren Augen schimmerte es feucht

„Das rechte Weib fügt sich den Verhältnissen; es ist niemals da, um Zwietracht zu säen, sondern das Friedenstiften ist sein heilig Amt. Checca, gieb Deinem Verlobten die Hand.“

Das trotzige Mädchen, doppelt schön in seiner kampfbereiten Haltung, wandte sich ab.

„Eine Chiozzotta thut niemals den ersten Schritt, und ich bin im Recht.“

„Cläre,“ sagte der Professor, und eine tiefe Wehmuth lag auf seinen Zügen, „ich bin ein ungläubiger Mensch gewesen; an der Existenz von Engeln zweifle ich nun nicht mehr! Ich danke Dir, daß Du mich zur rechten Zeit an meine Pflicht erinnert hast. Checca, Du sollst nicht traurig sein; ich will nach Pflicht und Gewissen Sonnenschein über Deinen Weg leuchten lassen,“ — er drückte ihre kleinen Finger, — „und Du wirst es lernen, Dich in deutsche Verhältnisse zu schicken, — mit der Zeit!“

Sie machte eine Bewegung, welche weder zustimmend noch verneinend war.

„Ihr habt eine seltsame Art zu lieben, Ihr Deutschen.“

„Und Du, Cläre?“ fragte Wolfgang.

„Wenn Du Deine Hochzeitsreise mit Checca antrittst, Wolf, so habe ich Muße, mit Prisca in das kleine Haus drüben überzusiedeln. Wie, Prisca? So lange bleiben wir, — mir zu Liebe.“

„Hochzeitsreise? Ich habe noch nicht daran gedacht; ich wollte eigentlich in Ruhe arbeiten,“ meinte

der Professor. Dann glaubte er sich verpflichtet, einen Beweis von Bereitwilligkeit geben zu müssen. „Checca, möchtest Du Chiozza wieder sehen?"

Sie blickte ihn an und schüttelte dann traurig den Kopf.

„Chiozza, — mit Dir? — Nein, Sior Professore. Sie würden so wenig zu den armen Fischern passen! Chiozza? Nein!"

Dann schlüpfte sie hinaus.

„Cläre!"

Eine unendliche Weichheit lag in seinem Tone. Aber das blonde Mädchen blickte nicht auf; sie ordnete einen Stoß Schriften und sagte dann mit plötzlicher Heiterkeit:

„Wolf, wenn Ihr zurückkehrt, so findest Du mich vielleicht schon in Amt und Würden. Es ist ja immer mein Plan gewesen, eine Kinderschule für Arme einzurichten; möglich, daß ich ihn realisire."

Sie sah nicht auf seine ausgestreckte Hand, als sie an ihm vorüber der Thüre zuschritt.

*   *   *

Cläre lehnte sich mit erhitzten Wangen in ihren Sessel zurück; sie hatte hastig geschrieben, erregt, und

jetzt wurde es ihr fast schwer, das Geschriebene zu überlesen, „denn," flüsterte sie in sich hinein, „es ist fast eine märchenhafte Geschichte, und wenn man sie nicht selbst erlebt hätte, so würde man ja an ihrer Möglichkeit zweifeln."

„Frau Helene von Winzenthal" hieß die Adresse des Briefes, und sein Inhalt war der folgende:

„Als ich Dir zum letzten Male Lebewohl sagte, da setzte ich — ich weiß es genau, — hinzu: ‚Wenn ich wieder schreibe, haben wir eine junge Professorin im Hause, und wenn Du Deine Absicht ausführst und im Frühjahr kommst, dann kannst Du das Italienisch Deiner Jugendzeit wieder bei Checca auffrischen. ‚Francesca' will sie aber dann genannt sein, als ‚regina della casa', wie sie sich selber für die Zukunft bezeichnet.

„Du gabst mir daraufhin leise Bedenken zwischen den Zeilen zu lesen, — Niemand versteht es besser, taktvoll dergleichen Dinge anzudeuten, als Du, Tante Helene. Du ließest die Frage durchklingen, ob es mir auf die Dauer behagen würde, eine ‚Königin des Hauses' über mir zu haben. O, ich nahm das Herrscherthum der kleinen braunen Checca leicht, und überdies habe ich — meine gute, zweite Mutter pflegte es mir oft mit einer kleinen Beimischung von Zorn

vorzuwerfen, — eine Natur, die mit der ganzen Welt Frieden will und sucht. Du nennst Dich nach Deinem dreißigjährigen Wittwenstande eine alte Jungfer; ich bin eine angehende, — zanksüchtige. Old maids sind und werden wir aber Beide nicht.

„Also! Der März war gekommen, ein verschneiter und beeister März, der Checca frieren machte und in Collision brachte mit der Monatsrechnung. Die standesamtlichen Papiere waren bereit, auch Checca's weißes Seidenkleid mit echten Spitzen, welche sie aus einer alten Lade genommen, die vergessen in irgend einem Winkel stand. Sie hat ein seltsames Entdeckungstalent, die Kleine. Wolfs Hochzeitsfrack kam aus der Residenz. Er war aber zum Anprobiren nicht zu bewegen; er haßt dieses Kleidungsstück und glaubte es zeitig genug überstreifen zu müssen. Niemand war zur Hochzeit geladen, als die nöthigen Zeugen, und hochzeitlich war's auch nicht im ganzen Hause. Wolf konnte zu Zeiten völlig vergessen, was herannahte.

„Checca machte weder einen glücklichen noch einen unglücklichen Eindruck. Sie durcheilte und durchsuchte das Haus und fing heute wieder dort an, wo sie gestern aufgehört hatte. Und dabei kam sie in Kriegszustand mit Prisca. Bis hierher war die Sache noch

Lustspiel; — sie wird aber ernster, neigt sich dem Schau- und Trauerspiele zu, und es ist ganz ungerechtfertigt, daß ich in einem leichtsinnig-heiteren Tone schreibe, — aber Du weißt ja: unsere Zeitströmung!

„Zwei Tage vor dem standesamtlichen Akt und der kirchlichen Feier in Checca's Bekenntniß kam eine ernste Scene zwischen ihr und Prisca vor. Die kleine Südländerin sah die Bilder der Urgroßeltern als etwas ungemein Häßliches an; sie schrieb den Augen derselben den bösen Blick zu, und wollte sie von ihren Plätzen herabnehmen lassen. Tante Emma's Hausgeist sträubte sich, die Familien-Ehren- und Würdenträger degradirt zu sehen, es kam zum Wortgefecht, das Herrscherrecht im Hause Prisca's wurde angefochten, Checca's südliche Natur wallte auf, ihr Stolz bäumte sich, — und mit den eigenen kleinen Händen stürzte sie Daniel Wolfgang Hollweg und seine getreue Ehehälfte Euphrosyne herab von der Wand.

„Ich schildere nicht, welchen Schaden sie erlitten. Prisca's Kummer, Schmerz und Zorn kannst Du Dir ungefähr auch selber vorstellen, wenn Du die Drei in der höchsten Potenz nimmst.

„Wolf's friedliches Studirzimmer wurde der Schauplatz der zweiten Scene. Prisca wollte das

Haus verlassen, Checca rief: ‚Sono la sposa!‘ Wolf und ich wollten schlichten — vergeblich!

„Und nun begann auch meine Mitwirkung. Zuerst war sie passiv; Checca klagte mich als Hinderniß an, daß ihr Sposo nicht galanter sei, zeigte ihre Empörung über meine schwesterliche Fürsorge und sagte mir ganz offen, daß sie mich hasse. Nun trat ich aktiv auf. Ich versprach ihr, aller Machtvollkommenheit zu entsagen, nahm meinen ursprünglichen Plan, allein zu wohnen, wieder auf, associirte mich mit Prisca, — und Wolf hatte Ruhe. Er wollte anfangs meine Entfernung nicht, aber er mußte sich fügen. Sie sollte seine Gattin werden, — sie hatte ein Recht auf ihn. Geschwisterrechte kommen erst in zweiter Linie.

„Glaube nicht, Tante Helene, daß mir das Herz blutete bei dem Gedanken, das traute Heim verlassen zu sollen. Ich habe immerhin eine tapfere Natur, wenn sie sich auch bis zum entscheidenden Moment versteckt. Wie die Dinge einmal lagen, — doch wozu noch philosophiren? Es kam ganz anders, als wir Alle gedacht, und Du magst Dich auf Staunen und Verwundern allgemach vorbereiten. Ich gehe derweil zum Detailliren über; — das ist nothwendig, denn

da uns Manches unverständlich geblieben ist, gelingt es Dir vielleicht, hier oder dort klarer zu sehen.

„In Wolf's Studirzimmer herrschte wieder die nothwendige Ruhe; er griff nach dem Buche, das ihm Weibergezänk aus der Hand gerissen; auch ich verließ ihn. Im Salon sah ich die gestürzten Hausgötter und Prisca davor. ‚Es bedeutet ein Unglück, Fräulein Cläre,' sagte sie mit hohler Stimme. Ich nahm die Bilder auf, lehnte sie gegen die Wand und schritt über den Korridor; — wohin ich eigentlich wollte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Da, dicht vor dem Treppenabsatz faßten mich zwei Hände, ein schwarzer Kopf sank gegen meine Brust. Checca!

„Sie zog mich nach einer stürmischen Umarmung in ihr Gemach, drückte mich in einen Sessel, kniete an meiner Seite und streichelte unter hundert Schmeichelnamen meine Hände. Ich sei eine Heilige, wie die Santa Madre voll Güte und Nachsicht, ich verdiente eine stete Verehrung, ich besäße das Herz eines Engels, und so ging's fort.

„‚Aber, Checca, noch vorhin war ich eine Natter?' Sie raufte die Haare, daß die eigenen sie schmerzten und die anderen in bedenkliche Lage kamen.

„‚Vergieb, Cläre, ich bin eine Baruffante, eine

Chiozzotta, eine Poveretta; wenn ich zornig bin, so bin ich blind, — und es wäre nicht geschehen, wenn nicht die Prisca, —‘

„‚Man muß mit alten Leuten nachsichtig und milde sein, Checchina!‘

„‚O — mit einer Dienerin! Und sie ist eine Schlange. Sie hat es mir eingeblasen, sie wollte mich eifersüchtig machen, und ich war so dumm und glaubte es einen Augenblick. Aber nun ist es vorüber.‘

„Ich kam zu keiner Antwort, denn sie zerrte mich vom Sitze auf und schleppte mich vor den Spiegel. Dort deutete sie auf unser gemeinschaftliches Bild. ‚Es wäre ja auch nicht denkbar! In Italien, ja, da liebt man die Blondinen, aber hier ist das keine Seltenheit. Madè! Und nun meine Augen, viel mehr Feuer! Deine come dei colombi, und Taubenaugen sind nicht feurig. Und mein Haar und die Ohren, und endlich die ganze Figur, — eh, ma, so antworte doch, Cläre!‘

„Es war zum Lächeln. ‚Ja, Checca, Du bist schön und weit, weit schöner als ich.‘ Sie nahm das, als gebühre es ihr. ‚Questa negra!‘ Dabei wurde die Faust nach der Richtung hin geballt, in

welcher die alte Haushälterin zu vermuthen war, ‚o, sie hat gedacht, die Checca wäre dumm!‘

„Ich sehe noch immer das Beben ihrer feinen Nasenflügel und das Blitzen der Perlenzähne zwischen den rothen Lippen; sie war entzückend — für ein Malerauge. Aber ich mußte auch an unseren Sanskrit-Forscher denken und ihn mir vergegenwärtigen bei solcher Scene, und ich fühlte es über mich kommen, wie ein Schuldbewußtsein. War sie in der That die rechte Frau für ihn? Und handelte ich in seinem Interesse, daß ich ihm den Lieblingsplan der verstorbenen Mutter mittheilte? O, wenn solche ungeschickte Fragen auftauchen!

„‚Du wirst ihn recht, recht glücklich machen, Checca, denn er ist der beste Mensch, und Du willst mir das versprechen?‘

„Sie maß mich mit feurigen Blicken. ‚Es kommt auf ihn an!‘ Wieder ein sonderbarer Blick. ‚O, die Deutschen lieben wunderlich schweigsam. Und Manche tragen eine Liebe im Herzen und wissen es selbst nicht. Wir, — wir sind anders!‘

„Der seltsame Ausspruch des Kindes überraschte mich, und ich war fast in Verlegenheit, was zu erwidern sei. Denn wo konnte sie diese Studien gemacht haben? Aus dem Nebenzimmer schimmerte

ihr Brautkleid; ich trat heran und bewunderte es. ‚Wenn Dich so die Chiozzotten sähen, Checca; müßten sie nicht denken, eine Fürstin trete unter sie?‘

„‚Ja,‘ fiel sie ein, ‚aber sie sind fern und werden die Checchina vergessen haben. Alle, — vielleicht nur der Toffolo nicht.‘

„Sie schwieg eine Weile und sagte dann: ‚Für dieses Kleid und die Spitzen könnte man in Chiozza beinahe einen Palast kaufen. Toffolo hatte noch kein Haus, aber er liebte mich sehr, — und nun wird er auf's Meer gehen. Cläre, ist Jemand, den Du nicht zum Manne gewollt, auch schon auf's Meer gegangen?‘

„Lachen mußte ich natürlich, trotz ihres pathetischen Tones. ‚Mich hat noch Niemand begehrt, und Niemand that sich ein Leid um meinetwillen!‘

„Wieder das Sinnen, dann zupfte sie an den Spitzen und setzte halblaut hinzu: ‚Es ist wol nicht recht gethan, wenn man Jemand gut ist und man verläßt ihn, —‘

„‚Wenn man keinen Grund hat, nur aus Eigennutz oder Gefallsucht, so ist das ein Unrecht, und später, —‘ sie faßte erschreckt nach meinem Arm. ‚Glaubst Du an Geister? An Geister von Verstor-

benen, die wiederkehren, — — wenn — — wenn man ihnen im Leben ein Unrecht that?‘

„Ich mußte liebkosend über ihre erglühenden Wangen streichen. ‚Die Geister, welche wiederkehren, sind die Stimmen unseres Gewissens; haben wir bewußt ein Unrecht gethan, so mahnt uns unser eigenes Gefühl.‘

„‚Ich bin jetzt eigentlich reich,‘ sagte sie später und zeigte mir Etuis und Cartons, in welchen kleine Schmuckgegenstände lagen, die sie der Güte der Professorin dankte. Dann fragte sie um die Erlaubniß, Pasqua getragene Kleidungsstücke senden zu dürfen. Sie bat zum ersten Male um etwas, das sie sonst gewiß aus eigener Machtvollkommenheit gethan, und dachte dabei, was auch bisher nicht geschehen, an die Hüterin ihrer Kindheit. Es gefiel mir, und ich küßte sie herzlicher, als sonst.

„Am Abend fehlte Wolf am Theetisch, er war in einer Versammlung. ‚Wird das oft so sein?‘ fragte Checca. Ich erzählte ihr, wie Wolf ein musterhaft häusliches Leben führe, und wie so viele unserer deutschen Männer Abends im Wirthshause seien. Sie machte große Augen und setzte dann kleinlaut hinzu: ‚Und im Sommer kann man nicht auf eine Piazza gehen und Wasser sehen und den Mond

darüber? Sie sind doch arm in diesem Lande.' Oft klang ihr gebrochenes Deutsch und ihre Ausdrucksweise wunderlich amüsant. ,Hast Du Heimweh, Checca?' Sie schüttelte den Kopf, als sei sie zornig über diese Frage.

„Dann lasen wir; sie hatte in einem illustrirten Journal die Abbildung einer Schiffs-Explosion gefunden, und ich mußte ihr helfen, den Text zu verstehen. Sie bekreuzigte sich, wurde still und bleich, endlich fragte sie: ,Geschieht das oft?' — ,Du weißt es besser, als ich, Checchina, welchen Zufälligkeiten das Leben der Schiffsleute ausgesetzt ist.' — ,Ja,' sagte sie; ,aber zu denken, draußen im fernen Weltmeer . . . . o, es ist schrecklich. Möchtest Du Jemand in Gefahr getrieben haben, Cläre?' Ich verneinte. ,Aber Jemanden daraus erretten, ist das schön, edel, eine That, welche die Heiligen segnen?' — ,Frage das eigene Herz, Checca!' — ,Il cuore!' wiederholte sie. Sie hatte mich früher niemals mit solchem Ernst gefragt.

„Romeo an Julia's Sarge erweckte ihre ganze Aufmerksamkeit. ,So sind wir, — wir können vor Liebe sterben,' sagte sie, ,das thun die Deutschen nicht.'

„,Sehr selten wenigstens, Checchina!' — ,Was thun sie denn?' — ,Sie suchen sich zu trösten, zu

entsagen.‘ — ‚Und nehmen eine Andere!‘ — ‚In vielen Fällen, ja!‘ — ‚Va ben’, es sind kalte Menschen, sehr kalte Menschen; das thut der Schnee, der Wind, das Eis.‘

„Es wäre ja nutzlos gewesen, das Wort Bildung oder Erziehung einzuwerfen; die Tante war eben gegangen, ohne ihr Werk an dem braunen Mädchen zur Hälfte vollendet zu haben, und meine Kräfte waren schwach und ungenügend. Und Wolf, — ach, es wurde mir das Herz auf's Neue schwer.

„Der andere Tag kam. Sie war wie sonst; nicht ein Zeichen des Nachdenkens, daß nun eine neue Lebensperiode für sie beginne. Ob sie wol alle so waren, die Mädchen im Süden, wenn sie an der Schwelle des ehelichen Lebens standen? Ich fragte verstohlen; ich versuchte eine kleine Predigt mit den Worten Pflicht, Sorge, getheiltes Leid, getheilte Freude. Sie sah mich an und meinte, sie habe das schon einmal den Curate in Chiozza sagen hören, wie er ein Paar getraut habe. So war ich am Ende mit meiner Weisheit. Später wollte ich sie auf das Benehmen beim Standesamt aufmerksam machen, da lief sie davon. Nach einer Weile kam sie freilich dann wieder und erstickte mich fast mit Küssen

und nannte mich eine Benedetta, — aber ernst war nicht mehr mit ihr zu reden.

„Und nun Wolf? Er war auch kein rechter Bräutigam, halb gehoben von dem nahen Glücke, halb zerschmettert von dem Bewußtsein, daß es der Freiheit Ade sagen heißt. Er war nicht anders als sonst. Er korrespondirte nach England und Indien in Sachen seiner entdeckten Handschrift; ich mußte zwei Briefe für ihn schreiben. Nicht ohne leise Schmerzensregung sagte ich mir dabei, daß ich zum letzten Male sein Sekretär sei. Ich glaube, Tante Helene, Deine Cläre war die Unruhigste im Hause, — ja, Deine so stille Cläre.

„‚Wolf,‘ fragte ich einmal, ‚soll ich Deinen Koffer packen?‘ — ‚Ich kann vor einem Monat nicht nach London reisen, eher ist Professor M. nicht dort,‘ war seine Antwort. — ‚Aber die Hochzeitsreise?‘ — ‚Wir sprechen darüber, Cläre, nur jetzt nicht.‘

„So kam der Abend. Ich schenkte der kleinen Braut ein Brillantkreuz; ich hatte es noch von meiner Mutter, das einzige, was ich von der, die ich kaum gekannt, besessen. Ich mußte wol Thränen in den Augen haben, als ich es Checca umhing, denn sie war ganz gerührt, küßte mich wieder unzählige Male und sagte: ‚Du sollst auch glücklich werden, Cläre!‘

„Glück! Tante Helene, was ist denn Glück? Aber ich vergesse, Du hast mir einmal gesagt: Das ist eine nutzlose Frage. Es hat tausend Namen und ist doch nur selten da und in manchen Menschenleben nie, niemals!

„Es kamen einige Hochzeitsgeschenke von den nächsten Bekannten aus der Stadt, auch die silberne Zuckerdose von Dir mit dem hübschen Verse. Aber es war ein sonderbarer Polterabend. Wolf hatte in seinem Zimmer Besuch von dem achtzigjährigen Professor Neubold, und der mochte so wenig an das Bräutigamthum seines ehemaligen Schülers denken, als dieser an seinen Polterabend, — sie sprachen ja über die Veda.

„Checca war müde und wollte schlafen. ‚Sag' dem Professor von mir Lebewohl!' Die Worte fielen mir damals nicht auf, denn sie machte manche Verwechselung, aber daß eine Absicht in ihnen gewesen, stellte sich später heraus. Mich küßte sie, machte über sich und mich das Zeichen des Kreuzes und ging. ‚Sie ist doch bewegt,' mußte ich mir sagen.

„Draußen schmolz der Schnee, es war plötzlich Thauwetter geworden, leise tropfte es vom Dache hernieder. Wolf steckte nur seinen Kopf in die Thür. ‚Wartet nicht auf mich. Ich bringe den Professor

heim, denn es regnet.‘ So konnte ich Checca’s Gruß nicht bestellen.

„Ich wachte lange und dachte an die Zukunft der beiden seltsamen Menschen, welche sich morgen für’s Leben verbinden wollten. Checca’s regelmäßige Athemzüge glaubte ich im Nebenzimmer zu vernehmen. Sie konnte ruhig schlafen und auch wol Wolf. Den beunruhigte höchstens einmal Nachts der Gedanke, daß das Schiff, welches seine neuentdeckte Handschrift trug, bei einem Sturme untergehen könnte.

„Tante Helene, die Menschen sind doch wunderlich. Mich ging’s nicht an, was aus Wolf und Checca wurde, — – nein, das war schlecht, ich liebe ihn ja mit warmer Geschwisterliebe, und könnte ich sein Glück erkaufen, — — o, Glück ist aber keine käufliche Waare!

„Hell schien die Sonne am folgenden Morgen in das Gemach, aber der Schnee war fort über Nacht. ‚Sie hat einen sonnigen Hochzeitstag, die Checca, das ist gut.‘ Und sie schlief noch; mochte sie freudig erwachen zu einem freudereichen neuen Leben.

„Ich habe so scharfe Augen, und ich sah, daß drunten unter dem Schnee schon weiße Glöckchen hervorgesproßt waren. Meine Lieblingsblumen, ich

wollte sie der jungen Braut holen; sie sollte sie noch vor den Myrten haben, die ich sie nach deutscher Sitte tragen lassen wollte. Es war mir ganz leicht geworden; ich kam mir geschäftig und wichtig vor als Brautmutter. Unten im Korridor traf ich Wolf.

„,Du hast Checca gestern nicht gute Nacht gesagt,' rief ich und drohte mit dem Finger, — ,und es war doch Polterabend.' Er erröthete beinahe. ,Wie heiter Du bist, Cläre, das macht Dich so viel jünger!' — ,Eine Brautmutter muß ein fröhliches Gesicht zeigen; erst bei der Trauung darf sie weinen.' — ,Professor Neubold hatte eine wichtige, geschickte Idee, wegen der Konservirung der indischen Handschrift, er entwickelte sie mir, . . .' — ,Wolf, heute darf die Handschrift gar nicht existiren!'

„Er machte mir ein erstauntes, fast beleidigtes Gesicht. — ,Das — sagst — Du — Cläre?' Jedes Wort war von einer Pause begleitet. Ich entschuldigte mich durchaus nicht, ich mußte ihn strafen, denn ich hatte mich für Checca beleidigt gefühlt am gestrigen Abend. ,Wirf Dich in Deinen Hochzeitsfrack, Wolf!' — ,Die Trauung ist erst um elf Uhr!' sagte er kleinlaut, denn mein Uebermuth frappirte ihn. ,Immerhin — immerhin, Wolf. Heute mußt

Du folgsam sein!' — ‚Ja,' flüsterte er, ‚ja!' als habe er schon vergessen, um was es sich handelte.

„Mir kam ein Lied in den Sinn, als ich mich unten auf dem nassen Gartenpfade über die weißen Glocken mit den grünen Rändern bückte. Es war ein Lied aus Kindertagen:

‚Schnee-Glöckchen thut läuten:
Kling-ling-ling!'

„Ja, es war Frühling; sein Odem wehte mir um die Schläfe, sein heller, goldiger Schein blinkte und blitzte mir ins Herz und trieb alle finsteren Gedanken, alle Sorgen und Angst hinweg. Ich glaube, ich habe laut mit den Blumen gesprochen, welche ich brach, ehe sie voll erblüht waren. ‚Ihr sollt einer jungen Braut den Morgengruß sagen!'

„Vogelstimmen! Zwar nur zwitschernde Spatzen, aber doch nicht mehr das lange, beängstigende Schweigen in der Natur. Es war, als höre man es, wie die bisher erstarrt gewesene Erde in durstigen Zügen das Wasser trank, das da überall klar an den Bäumen hing und herabsickerte. Wie wurde mein Herz so weit und warm plötzlich! War es denn erstarrt im Winterschlafe gewesen, wie hier Garten, Bäume und Feld? Hatte sich jede gute Regung darin scheu verborgen, wie die schüchternen

Knospen unter dem Schnee? Es war mir nun mit einem Male klar, — ich hatte gefehlt! Das Kind des Südens hätte mehr Licht und Wärme bedurft, nicht unsere engumgürtete, altmodische Convenienz Tante Emma hatte sie besser verstanden; bei mir war das warme, herzige Wesen erst völlig verwaist. Das sollte und mußte aber anders werden, gleich zur Stunde, — und Wolf mußte ich's auch sagen. Ich war allein, weit älter und reifer als Checca, und doch bisher zu arm gewesen an Liebe. Warum ließ ich mich von ihr nicht lieben? Es sollte nun geschehen, ich wollte Hand und Herz rühren zu ihrem Glück, zu ihrer Zufriedenheit.

„So rasch ist die vierundzwanzigjährige alte Jungfer noch niemals die Treppe hinaufgeflogen! Ich klopfte mit dem Strauß an Checca's Thür. Keine Antwort, sie schlief noch. Behutsam trat ich ein und schlug die weißen Vorhänge zurück. Das Bett war leer, — unberührt.

„Ich blickte im Zimmer umher. Sollte sie sich früher erhoben haben, als ich? Peinliche, ungewohnte Ordnung in dem freundlichen Raume; nicht ein Gegenstand, der in Checca's Besitz war. Befremdet trat ich ins Nebenzimmer. Auch dort unheimliche

Stille und strenge Ordnung, selbst das Brautkleid nicht mehr zu sehen.

„‚Was ist das? Checca, Checca!‘ Nur das leise Tick-Tack der Uhr. Saß sie in dem Raume, welchen sie ihren Salon nannte? Nein!

„Der Spiegel, an welchem ich vorüberschritt, zeigte mir sehr blasse Züge. ‚Wie wunderlich, muß man die Braut am Hochzeitsmorgen suchen?‘ sagte ich laut vor mich hin. Dann kam mir eine bange Ahnung. ‚Wenn sie ganz fort wäre!‘ Drüben auf dem Tisch ein kleiner Zettel. Ich glaube, ich bin darauf zugesprungen. Meine Ahnung! Ungeübte Schriftzeichen, halb Deutsch, halb lateinische Buchstaben.

„‚Addio Cläre, addio Signore Professore. Ich gehe zum Toffolo. Deutschland ist mir zu kalt, und ich will nicht, daß er sich ein Leid anthut, poveretto! Er hat ein Jahr warten wollen. La santa madonna mag Euch Beide behüten.

La vostra piccinina

Francesca Scarpa.‘

„Ich glaube, ich habe sehr lange auf die Zeilen gestarrt, ohne ihren Sinn zu fassen. Die Besinnung kehrte mir langsam wieder, — ich meine die richtigen

Gedanken an das, was zu thun sei. Ich trat, den Zettel in der Hand, hinaus.

„‚Prisca,‘ sagte ich, ‚ich brauche Ihre Hülfe,‘ und dabei wies ich mechanisch auf die Thür zu Checca's Zimmer. Die Alte schüttelte den Kopf. ‚Alles, Fräulein Cläre, — Alles, aber das nicht,‘ rief sie im Tone äußersten Widerspruches. ‚Ich bin geblieben, um mit Ihnen gemeinsam zu gehen, aber nachgeben, — jetzt, — das nicht! Und ich habe mich seit Jahren auf die Stunde gefreut, wo ich dem Professor, unserem Wolf, einmal die Braut schmücken könnte . . . aber die nicht!‘ Sie begleitete diese energische Rede noch mit allerhand Gesticulationen. Ich werde wol ein entsetzlich dummes Gesicht gemacht haben, indem ich erwiderte: ‚Gehen Sie immerhin, Prisca, es giebt keine Brant mehr in diesem Hause.‘ Vielleicht hielt sie mich für geisteskrank, denn sie blieb unbeweglich stehen und blickte mir nach.

„Ich klopfte an Wolf's Zimmer. ‚Das bist Du, Cläre!‘ rief er und öffnete selber. Dann stand er vor mir im blauen Frack mit goldenen Knöpfen, aber mit der unglücklichsten Miene. ‚Cläre, — das für mich! Und ich bin doch nie ein Modegeck gewesen. Man hat den Frack verwechselt, und ich muß

ihn ausziehen, ich fühle mich darin wie in einer Zwangsjacke oder in einer Bedientenlivrée, es ist zu unbehaglich.' — ,Ja, Wolf, es ist gut, daß Du ihn ausziehst.'

„Meine Gelassenheit schien ihn zu erstaunen. ,In England,' sagte er, ,heirathet man im Rock, das ist eine vernünftige Sitte, und ich sehe nicht ein, . . .'

,Lieber Wolf,' — aber ich mußte noch einmal abbrechen. ,Blau und Gold!' flüsterte er vor sich hin, ,für mich! Ich entziehe ihm meine Kundschaft, denn es ist lächerlich.' — ,Willst Du Dich nicht für einen Augenblick setzen, Wolf?' bat ich.

„,Was hast Du denn, Cläre? Du bist so sonderbar!'

„,Wichtiges;' und ich faßte seine Hand und sah ihm in die ehrlichen Augen. Checca fand sie ohne Brille hübsch, und ich mußte ihr jetzt im Stillen beistimmen. ,Wolf, Du liebst Checca?'

„,Sie ist ein gutes Kind, und Mama's Pläne und ihre Zukunft . . .' — er war wie ein Mädchen beim ersten Geständniß; so denke ich's mir wenigstens. ,Wolf, ihr Verlust würde Dich sehr schmerzen?' Er sah mich an, und ich fuhr rasch fort: ,Ich glaube es, Wolf, vielleicht mehr noch, als wenn die indische Handschrift . . .' — ,Das wäre der größte Schmerz

meines Lebens!‘ rief er. ‚O,‘ sagte ich erleichtert und reichte ihm den Zettel.

„Er las ihn, sah mich an und las ihn wieder und sagte dann leise: ‚Sie ist fort, — nach Chiozza.‘ Dann war er still. Das Herz that mir weh, — dieser lautlose Schmerz und vielleicht der Gedanke an die Spottsucht der Menschen, die Schadenfreude der Collegen, welche ihn ohnedies schon um seine Erfolge beneidet hatten. — ‚Es thut Dir wol sehr wehe, Wolf?‘

„Er drückte mir stumm die Hand, und ich trat zum Fenster, um nicht Zeuge seines Kampfes zu sein. Nach einer langen Pause wagte ich erst die Frage: ‚Willst Du ihr nachreisen, Wolf?‘ — ‚Nein, sie hat gewählt, sie hat ihre Freiheit. Sprechen wir nicht mehr davon.‘

„Es schmerzte ihn doch mehr, als wenn das Schiff gescheitert wäre, ich wußte es wol. Prisca kam mir diesmal zu Hülfe. ‚Fräulein Cläre, sie ist fort; in den Kisten und Kasten, welche sie an ihre Verwandten schicken wollte, ist Alles mitgewandert, was sie bekommen. Auch nicht eine Stecknadel hat sie vergessen, — und das Brautkleid auch, darin wird sie paradiren. Herr Professor, nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen, die war niemals eine Frau

für Sie; das habe ich gewußt, ohne gelehrt zu sein. Nun ist Alles wieder beim Alten!'

„Wolf erwachte wie aus einem Traume und faßte nach meiner Hand. ‚Alles beim Alten, Cläre,' — und ein Lächeln glitt sogar dabei über seine Züge.

„Drei Tage sind seitdem vorübergegangen. Wolf hat mir verboten, an Checca zu schreiben, und zwar in einem harten Tone, aus welchem sein verwundeter Stolz sprach. Man muß ihm Geduld lassen, zu genesen und zu gesunden, — und dabei, Tante Helene, sollst Du mir helfen. Komm! Komm unverzüglich und hilf mir, denn Du hast Wolf lieb und er Dich, und auf die Dauer könnte ich doch nicht mit Prisca als Schutz im Hause bleiben. Die Welt ist wunderlich und klatschsüchtig genug, und wenn ich mich auch für eine unanfechtbare alte Jungfer hatte, sie hat oft andere Ansichten von Dingen und Sachen.

„Also komme; einsamer, wie Du's hast, ist's auch nicht bei uns. Habe ich nun vorläufig meine Kleinkinderschul-Pläne aufgegeben, so sage Du Deiner Einsiedelei Valet. Komme; wenn es Dich reizen sollte, füge ich hinzu: Du thust ein gutes Werk an

Deiner Cläre."

* *
*

Im folgenden Jahre sproßten bereits im März die Veilchen, und Knospen trieben an den Bäumen. Cläre saß am offenen Fenster; die Sonnenstrahlen, welche durch dasselbe glitten, vergoldeten ihr lichtes Haar. Sie sah jünger und rosiger aus, als jemals, trotz der Halbtrauer, welche sie noch trug. Eben hatte sie ihr weiches, freundliches Gesicht der ergrauten Dame zugewendet, welche unweit von ihr in einem tiefen Sessel ruhte.

„Ehrendoktor der Universität zu Br., Ehrenmitglied von fünf gelehrten Gesellschaften, Ritter dreier hoher Orden, — was bleibt ihm nun noch, Tante Helene?"

Die Gefragte hob das Antlitz.

„Das Bekenntniß, daß Dir von all den schönen und ehrenvollen Dingen ein kleiner Antheil gebührt, denn Du bist sein Famulus gewesen, — und welch einer!"

„O," rief Cläre und schüttelte den Kopf, „nicht das, — nicht von mir wollen wir sprechen. Wenn ihn das Alles nur befriedigte! Aber ich weiß, ich fühle, daß noch etwas in ihm, — noch etwas Unausgefülltes, Unbefriedigtes. Und das kommt von

seinem getäuschten Herzen, von der Leere, dem Schmerz in demselben!“

Frau Helene schaute auf ihre Finger herab.

„Du behauptest das zwar, Cläre, aber ich denke anders darüber!“

„O, wer kennt ihn besser, als ich, wer hat so all seine Eigenschaften und Eigenheiten studirt, wie ich!“ rief Jene mit Wärme.

Ein feines Lächeln antwortete ihr. „Es giebt Dinge und Regungen, die wir selber in und an uns nicht verstehen, viel weniger noch an Anderen!“

„Aber Wolf, der so durchsichtig ist, wie ein gemaltes Glasheiligenbild.“ Ihre Stimme sank ein wenig. „Es ist noch immer der Schmerz um Checca, ein wortloser, lichtscheuer Schmerz, der ihn quält. Hätte er sonst nicht zugeben müssen, daß ich mich um ihr Schicksal kümmerte, in ihrer Heimat nachforschte? Sein ungewohnter Starrsinn in diesem Punkte, — sonst ist er die Nachgiebigkeit selber, — ist der beste Beweis. Er mag nicht an sie erinnert werden von Anderen; sein eigen Herz mahnt ihn genug.“

Frau Helene warf einen raschen Blick auf Cläre, die mit seltener Erregtheit sprach.

„Ich gebe Dir eine gewisse Unruhe in Wolfs Wesen zu, — ein Suchen. Aber ich schreibe es

nicht der Erinnerung an die kleine Ungetreue zu. Warten wir, Cläre; ich habe eine Vermuthung, und eines Tages, wenn sie sich bewahrheitet hat" . . . sie brach ab, als dürfe sie nicht mehr sagen.

Das schlanke Mädchen trat neben ihren Sessel.

„Ich selber bin unruhig . . ."

„Zugegeben," sagte die alte Dame und bewegte nickend das graue Haupt.

„Seit einiger Zeit," fuhr Cläre fort, „muß ich öfter an das Schicksal des armen Kindes denken, und dann mache ich mir sogar Vorwürfe, blindlings Wolfs Befehl befolgt zu haben, indem ich nicht weiter nach ihr forschte. Wie eine Blume hat man sie dem heimischen Boden früher entrissen . . ."

„Ein wenig egoistisch von der guten Emma Hollweg!" warf die alte Dame ein.

„Sie schlug hier nicht Wurzel; ob es nun aber wieder in Chiozza geschehen? Ob man sie dort aufnahm, ob sie nicht heimathlos und einsam in der Welt umherirrt?"

„Cläre, — welche Phantasien! Dein Naturkind mit seinem krassen Egoismus wird gewußt haben, daß es eine Stätte bereit fand; es war keinenfalls so unpraktisch, wie Du und der gute Wolf es gemeinsam waret."

Das blasse Mädchen beugte unter dem Vorwurfe das Haupt.

„Ob Wolf nicht doch im Stillen denkt . . .“

„An alles Andere, als an die Chiozzottin, oder, Cläre, ich müßte wenig Menschenkenntniß haben. Er fühlt sich sehr frei, sehr glücklich, — ungefähr, wie Fräulein Cläre,“ setzte sie mit leiser Ironie hinzu. „Dir ist ja all und jeder Gedanke an eine Kinderbewahranstalt aus dem Sinn geschwunden, in Anbetracht der Sorge um das große hülflose Kind Wolf!“

„Du bist sehr böse, Tante Helene,“ sagte Cläre mit etwas verlegener Stimme. „Wenn Wolf überwunden hat und einmal heirathet, dann läßt sich mein Wunsch noch immer realisiren.“

„Ich habe schon lange daran gedacht, ihm eine neue Braut zu suchen. Diesmal nehme ich Dir dann die Rolle des Brautwerbers ab,“ fiel Frau Helene ein.

Es war, als schreckte Cläre zusammen bei dem ernsten Ton der alten Dame, und doch hatte sie ja selber zuerst das Thema berührt.

„Schone ihn noch kurze Zeit!“ bat sie mit ängstlicher Hast; der Zusatz kam nicht mehr über ihre Lippen, sie hatte draußen einen wohlbekannten Schritt vernommen.

Frau Helenens Gesicht behielt den überlegenen, vergnügten Ausdruck.

Der junge Professor trat ins Zimmer. Seine Haltung war weit straffer und männlich würdevoller, als früher, und die häßliche, blaue Brille entstellte seine Augen nicht mehr. Damals, als er sie neben Cläre's Sitz vergessen und sie vergebens auf seine Rückkehr gehofft, hatte sie dieselbe in einer Anwandlung von Trotz verborgen. Nie war eine Frage über seine Lippen gekommen, und mit leisem Schmerz hatte sie das Ablegen der entstellenden Gläser als eine stille Huldigung für Checca genommen.

Heute klang sein Gruß an die beiden Frauen beinahe hart und unfreundlich. Er setzte sich nach kurzem Zögern und blickte unentschlossen zu Cläre hinüber. Sie wußte sofort, daß ihm etwas begegnet sei; aber sie zauderte zu fragen und sagte nur halblaut:

„Ist es nicht ein warmer Tag, und sollte man sich nicht im Süden glauben? Und doch siehst Du bleich aus, Wolf, frierend!"

„O," flüsterte er, und es wurde wie ein Stöhnen dabei laut, „es giebt Etwas, das ich Euch sagen möchte, — schnell, und wir wollen es mit wenigen Worten erledigen. Da, Cläre, sieh her!"

Sie schaute auf den kunstlos zusammengefalteten Brief, — die Handschrift . . .

„Checca!“ sagte sie bebend.

„Ja, — und nun lies!“

Frau von Winzenthal hob den Kopf.

„Lies auch für Tante Helene!“ wiederholte der Professor; dann erhob er sich und trat an das Fenster.

Cläre war sehr bleich, die Buchstaben ließen sich gewiß mühsam entziffern, denn Checca's Schreibfertigkeit hatte bereits wieder gelitten, aber der Athem des Mädchens schien auch schwer gepreßt.

„Caro Signore Professore! Die Checca kennen Sie, sie wäre zu stolz, zu bitten, bliebe ihr ein anderes Mittel. Povera Checchina bittet: Kommen Sie, kommen Sie schnell. Tutti santi wissen, daß nicht viel Zeit zu verlieren ist. Die Checca hat keinen Freund auf der Welt, als il professore. Kommen Sie nach Chiozza. Il santolo wird Sie segnen. Die Checchina will für Sie beten in der Ewigkeit. Einmal, da haben Sie povera Checca Ihre sposa genannt, es ist, als wäre es hundert Jahre her, aber ich habe es nicht vergessen. Per amore di Dio, kommen Sie, hören Sie die povera Checchina.“

Cläre's Hand sank mit dem Blatte herab, — eine lautlose Stille herrschte im Gemach. Endlich rief das Mädchen:

„Wolf!"

Er wußte sofort, was in dem einen Tone lag.

„Ich gehe, Cläre."

Sie nickte, als müsse das so sein, als habe sie es nicht anders erwartet.

„Und, — es mag gleich sein," setzte er dann hinzu.

Es schien, als wolle sie auf ihn zu eilen, und als versagten ihr die Kräfte. Sie sah auf einmal wieder das braune, lachende Gesicht mit den feurigen Augen, den trotzigen Lippen, den blitzenden Zähnen. Ein heißer Schmerz durchzuckte ihre Brust, — nun tauchte sie wieder auf, die kleine Zauberin, und streckte die Kinderhände aus nach dem, — — was ihr gehörte, Cläre's Eigenthum!?

Sie fuhr mit beiden Händen an die Stirn, als müsse sie einen recht häßlichen Gedanken verscheuchen, und richtete sich dann energischer auf.

„Es ist ein wunderlicher Brief, — und wol gut, wenn Du keine Zeit verlierst, Wolf."

„Es klingt wie ein Nothschrei aus dem Elend!" sagte der Professor mit unveränderter sonorer Stimme.

„Und da heißt's helfen, den Willen der Verstorbenen ehren, selbst wenn eine . . ." Er setzte doch nicht „Unwürdige" hinzu, weil er jeden häßlichen Verdacht verscheuchen wollte.

Frau Helene hatte das Paar beobachtet; sie seufzte jetzt mit einem Blick auf Cläre.

„Treten Sie heute noch die Reise an, Herr Professor?" fragte sie.

„Ja," sagte er und beugte sich auf ihre Hand, „ich habe keine Zeit zu verschwenden. Es wird sich wol um wenige T ge handeln. Du hörst von mir, Cläre!"

Ihre Hand lag in der seinen, regungs- und willenlos; dann sah sie ihn der Thür zuschreiten. Sie hatte kein Wort für ihn, keine besorgte Frage; sie wußte, es blieben ihm nur Minuten, wenn er den nächsten Zug nach dem Süden benützen wollte, — sie konnte ihm ihre Hülfe nicht anbieten.

Nun schloß sich die Thür hinter der schlanken Gestalt; sie blickte mit starren Augen auf den Platz, wo er eben noch gestanden. Frau Helene sah den wortlosen Schmerz. Sie glättete das grobe, zerknitterte Briefblatt und sagte weich: „Du hast Recht, Cläre, — er liebte sie und liebt sie noch immer.

Ich habe mich getäuscht, denn ich hatte so ganz andere Gedanken!"

Cläre kam zu ihr, sank an dem Sessel nieder und legte das Haupt auf die Kniee der Sitzenden.

„Mir ist, als hätte ich ihn zum zweiten Male verloren, — den Bruder!" stammelte sie

Die weichen Finger glitten liebkosend über ihren blonden Scheitel.

„Sie schreibt nichts von Liebe, von dem alten Versprechen," sagte sie langsam, „aber, mein Kind, es kann doch ein Fallstrick sein. Sie ist schlau und er zu harmlos."

Cläre hob den Kopf und lauschte. Ja, — dort unten entfernten sich Schritte über den Kies, — er ging, — er ging zu ihr, zu der schönen berückenden Checca.

„Tante Helene," sagte das blasse Mädchen und umklammerte die Hände der Sitzenden, „ich habe soeben gelogen, ich erkenne es und will's demüthig gestehen. Nicht meinen Bruder habe ich verloren, — ich liebe ihn ja, ich liebe ihn, und namenlose Eifersucht verzehrt und zerreißt mein Herz!"

Die alte Dame küßte die bleiche Stirn, — dann blieb es lange, lange still in dem Gemach. — —

* * *

Fast hülfesuchend war der Blick, welchen der hochgewachsene Deutsche auf der Piazza von Chioggia um sich warf. Goldener Sonnenschein lag über den Lagunen, und der blaueste Himmel mit zerflatterten weißen Wölkchen schaute herab. Sottomarina stieg wie ein Märchen aus der Wasserfluth, und die lange Diga erglänzte weiß und schien greifbar nahe. Unbeweglich standen drüben auf dem Meere die Fischerbarken, je zwei und zwei, mit ihren bräunlichen, weitgeblähten Segeln. Tiefe, träge Ruhe hier überall auf der Piazza; Barkenführer lagen schlafend auf dem warmen Steinboden, und halbbekleidete Knaben blinzelten schläfrig empor; selbst die redelustigen Kommissionäre hatten schneller ihre Opfer verlassen und erholten sich drüben unter dem Balkon des Kaffeehauses auf den Strohstühlen von der unliebsamen Anstrengung.

Wolfgang Hollweg dachte an den Tag, wo er zuerst das kleine Eiland betreten, an die bewegliche Gestalt, die ihn, den Schwachen, damals umsorgt und geleitet; eine tiefe Wehmuth legte sich über seine Züge, — wie war das nun so anders!

Er stand am Molo und blickte auf das

schimmernde, flimmernde Gewässer, bis seine Augen schmerzten; dann strich er mit der Hand über die hohe Stirn und seufzte. Er hatte in der Erinnerung an die Heimgegangene völlig vergessen, daß er auf den Ruf ihres ehemaligen Schützlings herbeigeeilt war.

Mit einer plötzlichen Entschlossenheit richtete er sich auf.

„Sie hat mich verwöhnt mit ihrem schellen Handeln und Cläre mit der milden Geduld, — Cläre!“

Er wandte sich der Hauptstraße zu und schritt rasch, energischer als sonst, durch den Sonnenglanz dahin. Die Steinplatten brannten unter seinen Füßen; nicht ein frischer Windhauch kam vom Wasser herüber, und Reste von Gemüsen und Seethieren, die nach dem Schluß des Marktes liegen geblieben, verbreiteten strenge, unangenehme Düfte.

Er sah das Leihhaus, den Granajo, die alte Kornhalle, die Domkirche. Ihre Thür war halb angelehnt. er warf einen Blick hinein, Weiber mit der Tonda, Kinder und Greise knieten vereinzelt in dem kühlen Halblicht, St. Felix und Fortunatus standen mit Schwert und Palmzweig noch genau wie damals auf dem Seitenaltar, — nur sie fehlte, die schlanke, behende Gestalt.

„Checca,“ sprach er wie mahnend vor sich hin

und schritt weiter. Nun hatte er das Haus erreicht, über welchem ehemals das Schild „Al buon pesce“ geprangt. Ja, er kannte genau diesen kleinen, loggienartigen Vorsprung; auch die Fenster und die kunstlosen Vorhänge waren dieselben, nur noch um einen Schatten dunkler und undurchsichtiger vom Schmutz, und durch den einen Flügel, welchen man zu schließen vergessen, sah er den Re d'Italia im Farbendruck leuchten, gerade wie damals.

Oben, im zweiten Stock war es gewesen, wo sich Checca's armseliges Zimmer befunden mit dem Steinboden und dem elenden Lager, auf welches der Regen durch das schadhafte Dach niederrieseln konnte. Die Professorin hatte damals eine entsetzliche Beschreibung davon gemacht, während Checca selber ganz unwissend blieb, daß man sie bedaure. Unter dem Bette hatte sie ein Kästlein hervorgezogen und leuchtenden Auges geöffnet; darin barg sie ihre Schätze, die Tonda, die Korallen und kleine, bunte Heiligenbilder.

„Al buon pesce,“ wiederholte der Sanskrit-Professor, aber er suchte diese Bezeichnung jetzt vergebens. Ein blaues Schild mit neuem Anstrich hing an Stelle des alten, und statt des „guten Fisches“

trug es die Inschrift „Al tempo discreto", auch eine Bezeichnung, die dem Seeleben entlehnt war.

Er schüttelte verwundert den Kopf, nahm den Hut ab, um die heiße Stirn zu kühlen, und trat in das niedere Gemach. Das war wie sonst; leichter Fisch- und Oelgeruch erfüllte den Raum, und die Zinnschüsseln erglänzten über dem Herde in der Mitte.

Eine etwas schläfrige Alte kam langsam heran; der Professor hörte ihre Frage, welchen Wein sie bringen solle, nicht, sondern sah ihr enttäuscht in das faltige, gelbe Gesicht.

„Ihr seid nicht die Pasqua?"

Eine nachlässige Bewegung. „La Pasqua nera wohnt hier nicht mehr."

„Und ihr Bruder, der Padrone vom Buon Pesce?"

Die gleiche Bewegung. „Ist todt, — zu viel Wein getrunken, Herr. Und Ihr, — soll ich Chianti bringen, so gut wie ihn die Heiligen nicht haben?"

„Todt?" wiederholte der Deutsche erstaunt, „todt, — aber die Checca, — Franzesca, Signora?"

„Die Anguiletta, — madè, die sucht Ihr? Tutti santi! Sie war einmal das schönste Mädchen von Chiozza, aber Schönheit ist ein Teufelsgut. Ihr seid wol ein Maler, der von Venedig kommt?"

Es war eine plötzliche Lebendigkeit, die sie

erfaßte; die Checca bildete doch noch, wie es schien, eine Art von interessantem Mittelpunkt bei ihren Landsleuten.

„Die Checca," sagte er bejahend.

„Das ist nichts mehr, — alle Schönheit in die Winde. Ja, sie hat lange noch mit einem gewissen Stolz den Malern gesessen. Aber der Kummer innen . . . Kummer frißt die Schönheit. Und da ist sie denn endlich nicht mehr ans Tageslicht gekommen. Aber ich weiß Euch ein Modell, die Orsetta Puinetta, — wenn Ihr Euch ausgeruht und eine Fiaschetto Wein genommen habt, denn Ihr seht ganz heiß und erschöpft aus, —"

„Nein, nein," wehrte er ihrem Redestrom, „die Checca, — wo ist sie?"

„Drüben, nach Caroman hinaus, dort hat sie zuletzt ein Unterkommen gefunden . . "

Es klang verdrossen.

Dem Professor kam doch so etwas, wie ein Gedanke, daß er ihrem Gedächtniß nachhelfen müsse. Er zog mehrere Lire-Zettel hervor.

„Da, — könnt Ihr mich führen lassen?"

Sie knixte und schüttelte dann einen jungen Burschen, der jenseits des Herdes auf einer Bank lag, aus dem Schlafe.

„Führe den Signore nach der Checca Anguiletta!"

Der gähnte, machte dann große Augen und setzte endlich seine unbekleideten Füße in Bewegung.

Die Alte schien den Tedesco noch über Checca's Aufenthalt in Germania aufklären zu wollen, aber er wehrte ungeduldig ab und folgte seinem mürrischen Führer.

Sie verließen bald die Hauptstraße und kamen durch ein Gewirr enger Gäßchen, über halbzerfallene Brücken, in dunstige, schmutzige Winkel, — es war das ärmste und häßlichste Viertel der Inselstadt, wo er die schöne Chiozzottin suchen sollte.

Eine Frage beantwortete der Bursche träge und gähnend.

„La Checca, — una infelice!" Dann hörte er nicht mehr auf das, was sein Begleiter sagte.

Endlich stand er vor einem kleinen Hause still; es sah grau und lichtlos aus.

„Eccolà, — wenn sie nicht inzwischen im Hospital gestorben ist."

Der Bursche streckte seine Hand nach dem Lohn aus, pfiff dann leise, weil er reichlich ausgefallen, setzte hinzu: „Zu wenig, Signore," und lachte schadenfroh, als noch mehr in seine Hand glitt. „Sie wollen es einmal nicht anders, diese dummen Fremden!"

Dann warf er sich auf ein Stück Mauerrest nieder, sein Heimkommen eilte nicht.

Wolf Hollweg stieß die Thür auf und trat in ein Gemach, das, feucht und dunsterfüllt, Küche, Wohn- und Schlafraum zugleich schien. Es war dunkel, und seine Augen mußten sich erst an das Halblicht gewöhnen, ehe er deutlich einen Gegenstand zu unterscheiden vermochte. Aber eine Frage oder ein orientirendes Vorwärtsschreiten wurde ihm erspart; ein durchdringender Schrei kam aus einer Ecke, dann rasche Schritte, und nun fühlte er seine beiden Hände von fieberheißen anderen erfaßt, und dann erst gelang es ihm, eine Frauengestalt zu erkennen, welche mit erhobenen Armen zu seinen Füßen niederglitt.

„Tutti santi! Er ist gekommen!“

Ein Beben durchfuhr seinen Körper. War es denn möglich? War dieses hagere Wesen da, in grauen, beinahe lumpenartigen Gewändern, Checca, die daheim seidene Schleppen über den Boden geschleift?

„Tutti santi! O, nun kann ich ruhig sterben!“ kam es mit hohler Stimme zu ihm empor. Er faßte nach der zerbrechlichen Gestalt und zog sie nach dem Fenster.

„Checca, armes Kind!“

Sie schob ihm den Holzschemel hin und kauerte sich auf einen andern.

„Die Heiligen werden Euch segnen!“ sagte sie leidenschaftlich. „Wenn ich droben bin,“ setzte sie dann feierlicher hinzu, „so will ich mit dem Toffolo gemeinsam für Euch beten.“

„Checca, warum riefst Du mich erst jetzt?“

Sie schüttelte stolz den Kopf, um welchen die losen, schwarzen Haare flogen.

„Hätte ich es früher gedurft? War ich nicht eine Undankbare, die gegen Euch und eine Todte sündigte? Und doch, — ich konnte nicht anders. Es saß hier in meiner Brust, das Heimweh nach den Lagunen, und es fror mich bei Euch und dann“ — ihre Augen erglänzten im feurigsten Lichte, — „dann konnte ich es auch nicht vergessen, daß der Toffolo fort wollte, für immer. Ich mußte zuletzt Tag und Nacht daran denken und sah ihn im Todeskampf auf dem Meere.“

Wolf Hollweg nahm die kleinen Finger in die seinen.

„Und hattest Du kein Wort, kein offenes Geständniß für Deinen besten Freund?“

Ihre eingefallenen Wangen brannten in rother Gluth.

„Nun ist’s gleich, nun kann ich Alles sagen!“

murmelte sie heiser. „Ich wollte mit dem Heimweh und der Liebe kämpfen, weil es mir gefiel, reich zu sein. Dann endlich, als es mich doch übermannt hatte, da ging ich heimlich, — weil ich mich nicht von den schönen Sachen trennen mochte. Ihr wißt, die Kleider und der Schmuck . . ."

„Armes, thörichtes Kind!"

„Nein, ich hätte mich geschämt, es von Euch zu nehmen. Aber so war auch kein Segen daran, — so reich ich den Toffolo damit zu machen dachte. Es ruhte ein Fluch darauf. Alles ist in's Leihhaus gewandert, Alles, bis auf diesen Ring." Ein kleiner Rubin in Silberfassung glänzte an ihrem Finger: „Er ist von Toffolo, und ich will ihn mit in's Grab nehmen!"

„Ich löse Dir ein, was Dein war!" sagte Wolf, als spräche er zu einem weinenden Kinde, und doch stand die einst so jugendschöne Checca um Jahrzehnte gealtert vor ihm.

„Es ist zu spät, sie haben es längst verkauft. Und ich möchte die Sachen nicht wieder; sie haben Unglück gebracht." Ein Lächeln kam über ihre Züge, und das alte, unruhige Licht flackerte in ihren Augen. „Mare de Diana, sie haben mich angestaunt, die Frauen und Mädchen, damals, und beinahe gestorben

sind sie vor Aerger und Neid. Aber — es hat nicht lange gewährt; die Heiligen wollten es nicht," setzte sie mit trüber Resignation hinzu.

„Und nun, Checca?"

„Seht Ihr es denn nicht?" fragte sie kindlich, „sagen es mir doch Alle täglich, — und auch der Spiegel da, und hier der Schmerz in meiner Brust! Und darum rief ich Euch, Signore Professore, Euch, weil ich wußte, daß Ihr ein gutes Herz habt." Sie glitt von ihm fort, ihrem Lager in der Ecke zu, und dann kam sie mit einem Gegenstande zurück. „Es ist mein Testament, das, was ich Euch hinterlasse."

Er fühlte ein leichtes Gewicht auf seinem Arme, und als er das umschnürte Bündel näher betrachtete, sah er aus dem Packete von gelblich-weißer Wäsche und den bunten Bändern, die einst in helleren Farben geglänzt haben mochten, etwas wie ein Gesicht hervorleuchten, und in demselben zwei weitoffene, tiefschwarze Sterne.

„Mein Gott, Checca . . ." stammelte er.

„Mein Bambino, es fürchtet sich nicht einmal vor dem blonden Barte dort; es ist erst drei Wochen alt" . . . und sie strich vorsichtig mit den braunen Fingern über das weiße Gesicht. Der Sanskrit-Professor wagte gar keine Bewegung; er hielt das

mumienartig über die Arme und bis an den Hals umschnürte Bündel auf seinen Knieen und blickte in tödtlichster Verlegenheit darauf nieder.

„Checca,“ begann er, „ich habe noch nie ein Kind berührt und . . .“

Die Chiozzotta hörte seinen ängstlichen Einwurf gar nicht; sie schaute mit wehmüthiger Freude in das winzige Antlitz und fragte unter hundert Schmeichelnamen, ob es der Coccola wol sei in den Armen eines so weisen Professore. Dann richtete sie sich plötzlich auf und legte die Hand auf Wolf's Schulter.

„Schwört mir, daß Ihr das Kind hüten und bewahren wollt; schwört es mir, damit ich ruhig sterben und zu Toffolo gehen kann. Schwört es bei . . .“

„Checca, Checca,“ warf er ein; sie überhörte das.

„Bei Cläre, die Ihr immer lieb gehabt habt.“

Er hätte jetzt unfehlbar das junge Menschenkind fallen lassen, so erschreckt fuhr er zusammen, wenn Checca nicht eben ihr Kleinod in ihre eigenen Arme genommen.

„Was sagst Du da?“ stammelte er verwirrt und faßte nach seiner Stirn.

Aber die Chiozzottin gelangte nicht zu einer Ant-

wort, denn eben drehte sich kreischend die Thür und ließ ein gebücktes Weib ein.

„Fünf Soldi, der Ertrag eines ganzen Morgens!“ sagte die heisere Stimme. „Und dazu habe ich in der Mittagshitze gestanden und unser Lied von Elend und Armuth hundertmal gesungen. Mare de Diana! Weißt Du, was sie sagen? Die Checca solle wieder nach Germania gehen, — Dio, sie habe in guten Zeiten Chiozza den Rücken gekehrt. Vielleicht, daß ihr die Heiligen dort helfen!“

„Sie haben es schon gethan, Pasqua Nera!“ rief Checca und deutete auf Wolfs stattliche Gestalt. „Il Professore!“

Die Alte stieß eine Art freudigen Grunzens aus und machte eine Bewegung, als wolle sie den Rock des Ankömmlings an die runzeligen Lippen führen, aber Wolf wich entsetzt zurück.

„Santolo! Der Professore! Ich habe es nicht glauben wollen; aber die Checchina ist immer besonders gewesen und hat ihren eigenen Willen gehabt, und in das, was sie glaubte, Poveretta, hat sie sich nie hinein reden lassen. Signore Eccellenza, — wir haben oft Tage lang nichts zu essen, und da, seht einmal, —“ sie deutete auf ihre Lumpen und zwang ihr Gesicht in die kummervollsten Falten.

„Niente,“ fiel Checca mit verachtungsvoller Geberde ein. „Das ist nichts, mir war's um das Bambino.“

Sie neigte sich darauf herab, ein Bild rührender Mutterliebe in Elend und Noth.

„Mare de Diana!“ schrie Pasqua, „zum Betteln bin ich gekommen! Wer mir das an meiner Wiege gesagt hätte, — eine Scarpa! Und die da! Aber die Heiligen wußten es wol. Geht da in ein Land, wo der Hauch, der aus dem Munde kommt, erstarrt . . . es muß schlimmer sein, als die Hölle! Und hier der Toffolo, der sie gut und ehrlich zu seiner Frau machen wollte, der verzehrte sich das Herz im stillen Grame. No! Er hätte sich trösten können, alle Mädchen sahen ihn gern, aber er blickte keine an, sogar die Orsetta nicht, welche doch nach der Checca die Schönste war. ‚Toffolo Baccala,‘ sagte ich, ‚gräme Dich nicht; sie ist eine Undankbare gegen Dich und gegen mich, die arme Vecchia,‘ denn ich hatte es schlecht bei dem Padrone; seit Checca fort war, blieb das Albergo leer, und die Wirthschaft ging zurück, und er trank den besten Wein selber. O, Signore, im Alter das zu erleben, wenn man es in der Jugend gut gehabt.“

Das Kind auf Checca's Arme stieß leise Töne

aus; sie schlich mit ihm nach ihrem Lager zurück, kniete an demselben nieder und sang eine halblaute, kosende Weise. Ach, diese kam so matt aus der kranken Brust und klang wunderbar ergreifend.

Pasqua fuhr mit den unbekleideten Armen durch die Luft.

„Toffolo hörte nicht. ‚Ich warte!‘ sagte er kurz, wenn ich ihn fragte und die Andern ihn neckten; ‚Wann rüstest Du Deine Prachtgondel aus, Toffolo Baccala, und holst die Prinzessin aus Germania?‘ Nichts als ‚ich warte,‘ Signore, kam aus seinem Munde. Und nun ist es wenig über ein Jahr her, die Sonne braunte schon heiß herab, und es war ein weicher Abend, wo man frische Luft schöpfen mußte, draußen auf der Piazzetta; da kam eine Gondel von Venedig, eine Fremde saß darin, mit Kisten und Koffern. Ich hatte den Toffolo draußen getroffen; er blickte in der Richtung nach Venedig, ich wußte wol, wohin seine Gedanken gingen.

„‚Toffolo, eine Fremde!‘ sagte ich. ‚Geh zu ihr und frag,’ ob sie im Buon Pesce wohnen will. Ich kann ein Geschäft machen und ihr Checca’s Zimmer geben.‘

„Er hörte aber nicht, da wollte ich es selbst thun. Sie stieg aus und hob den Schleier nicht,

wie sie die Führer zahlte, und achtete nicht darauf, daß ihr langes Seidenkleid naß wurde, und dann kam sie mir in den Weg. ‚Al buon pesce, Madonna!‘ sagte ich. Es war mir, als lachte sie leise; dann machte sie eine Wendung und stand neben dem Toffolo, schlug den Schleier zurück und rief: ‚Da bin ich!‘ Meine Füße zitterten, — es war Checca!“

Und als sei sie jetzt noch durchrieselt von freudigem Schreck, sank sie auf den Schemel zur Seite des Professors nieder. Halblaut klang Checca's Schlummerlied aus dem Winkel herüber.

Als Pasqua wieder Athem geschöpft, fuhr sie mit gleicher Lebendigkeit fort:

„Was meint Ihr, was der Toffolo that? Er war kein Stockfisch mehr; er stieß einen Schrei aus, den man in Alberoni hören mußte, und dann, — ich sah gar nicht, wie's geschah, — hatte er mit seinen Freunden die Ragazza auf einen Stuhl gesetzt, und hoch in der Luft trugen sie sie einher, wie eine Mutter Gottes bei der Prozession. ‚La regina di Chiozza‘ hieß es, und es mahnte mich an die große Königin von Cypern, von der sie in Venedig noch so viel wissen. Sior, es war ein Abend!“

Ihre Augen funkelten, sie hatte unstreitig auch

eine glanzvolle Tantenrolle bei dem Einzuge Checca's gespielt.

„Und die Tage nun! Der Buon Pesce ward nicht leer; Jeder wollte sie sehen und von Germania erzählen hören, und sie stand Allen Rede und ließ sich von den Frauen bewundern und beneiden in ihren schönen Anzügen. Dann wurden sie ein Paar; drinnen im Dom stand sie, weiß und verschleiert und bekränzt wie eine Königin. ‚Laß es, Toffolo,' sagte sie, ‚morgen trage ich die Tonda wieder. Aber ganz Chiozza soll sehen und wissen, wie gut ich es draußen haben konnte, und daß ich es aufgab, weil ich Dich doch lieber habe, als schöne Kleider.' Sior! So etwas hatte Chiozza noch nicht erlebt, und ich glaube, die heilige Mutter dort oben kann nicht schöner sein, obwol es eigentlich ein sündiger Gedanke ist. Am anderen Tage trug sie die Tonda."

Ein Hustenanfall unterbrach den leisen Sang des kranken Weibes; der Professor wollte ihr zu Hülfe eilen, aber Pasqua hielt seinen Arm fest.

„Laßt es, Sior! Es geht vorüber und helfen läßt sich nicht, — madè! Es kann nicht lange mehr dauern; sie wird auslöschen, plötzlich, wie eine Altarkerze. Die Heiligen mögen sanft mit ihr sein! Und nun müßt Ihr wissen, wie's weiter ging. Erst war

es herrlich. Sie verkaufte in Venedig ihre Sachen, auch von dem Schmuck, und sie erwarben ein Haus, einen kleinen Palazzo beinahe, so nett und zierlich, und der Toffolo bekam die schönste Barke. Nicht lange, da zerstörte sie ein Sturm bei Pirano, er kam heim mit dem nackten Leben. Meint Ihr, die Checca hätte sich gegrämt? No! Sie lachte nur. ‚Wir kaufen eine neue, bessere, und ich mache fleißig Merletti!‘

„Es kam so; Toffolo fuhr mit einer neuen Barke, aber er hatte viel Unglück beim Fang, und nach zwei Monaten hatte er das Fahrzeug bei Sinigaglia verloren. ‚Wenn ich den Toffolo nur behalte,‘ sagte die Checca, und sie gaben ihr Haus fort. Nun mußte eine Barke erworben werden, Sior, eine Barke, wie sie noch kein Chiozzotte gehabt. Va ben,' die Checca war fleißig am Klöppelkissen, aber lustig, Signore, immer lustig. Und sie hatte niemals Angst, wenn ihr Mann hinausfuhr. ‚Ich habe ihn mir erkauft bei den Heiligen,‘ rief sie allemal, und meint Ihr, sie hätte nur eine Kerze angezündet im Dom und um glückliche Heimkunft gebeten? Und doch fuhr der Toffolo immer am weitesten hinaus und nach dem Quarnero — nun, Ihr wißt, wie schlimm das ist. Il terribili carnivoro, so hat er früher geheißen, der

Quarnero, — Menschenfresser, weil er so viel Menschen verschlungen bei den Schiffbrüchen. Liegt Euch so ruhig da, wie ein Spiegel, — aber wenn die Bora kommt und die Aequinoctialstürme! Ich sehe sie noch, wie sie Abschied von ihm nahm, heiter, Sior, und er auch; ich aber hatte die Nacht vorher einen bösen Traum gehabt. Und die Barke fand den Weg nach Chiozza nicht wieder, und der Toffolo auch nicht, der Quarnero hatte Beide gefressen. Nun, als die Nachricht kam, — povera mi! Sie weinte und schrie nicht, wie es sonst ihre Art gewesen, — O, santolo! Sie verfluchte die Heiligen im Himmel!"

Schaudernd schlug sie mit den Knochenfingern ein Kreuz. Wie eine Schattengestalt tauchte das junge Weib jetzt plötzlich neben der Redenden auf.

„Ja, ich haderte mit denen da oben. Ich meinte ja, ich hätte ihnen und dem Meere den Toffolo abgekauft, — o, sie haben kein Herz und keine Macht, questi santi!" kam es hohl aus ihrer Brust.

Pasqua schauderte wieder. „Das ist Ketzerglauben; den hat sie mit aus dem Eislande gebracht."

„Meine kleine, arme Checca," sagte der Professor und ließ sie auf seinem Stuhl sitzen und strich ihr über die Stirn. „Und Du dachtest so wenig an Deine Freunde?"

Sie senkte stumm den schwarzen Kopf.

„Nun war es ein Elend,“ fuhr die Alte fort, „sie rührte die Spitzen nicht mehr an, und was wir besaßen, wanderte in's Leihhaus, und während sie nun auf das Bambino wartete, wurde sie selber viel kränker. Aber sie ließ mich auf das Krucifix schwören, daß ich's Euch nicht schreiben lassen wolle, denn es sei noch nicht Zeit. Und so kamen wir hierher, und als das Bambino nun da war, hatten wir keinen Centesimo mehr, und die alte Pasqua ging betteln bei den Fremden und Freunden, — ich, eine arme Vecchia.“ Der Schmerz über das eigene Elend erpreßte jetzt ihren eingesunkenen Augen Thränen. Als sie dieselben mit der schmutzigen Hand fortgewischt, deutete sie hinüber nach dem Kinde.

„In dem haben die Heiligen sie auch noch gestraft, die Unglückliche. Das hat seine Glieder so gesund, wie sie nur ein reiches Kind braucht. Nicht der kleinste Fehler, nicht eine verkrüppelte Hand, um die man das Mitleid der Menschen anrufen könnte. Mit einem elenden Kinde ist weit leichter betteln!“

Die Augen Checca's blitzten zornig.

„Maledetta, Pasqua Nera!“ schleuderte sie der Alten entgegen; dann wandte sie sich mit gefalteten Händen an Wolf. „Bambino ist's, das mich bis jetzt

hat leben lassen, — nun, wo Ihr da seid, kann ich zu Toffolo gehen!"

„Checca, auch Du sollst leben!"

Sie schüttelte den Kopf und lächelte wehmüthig.

„Toffolo wartet schon lange dort, wo kein Quarnero und kein widriger Wind uns etwas anhaben kann, — und — ich bin auch müde."

Sie faßte nach seiner Hand und zog ihn nach dem Bette, wo das Kind lag.

„Ist's nicht ein Engel? O, Ihr werdet es lieb haben in der Erinnerung an die povera Checca!"

Wieder lag es auf seinen Armen; dann drückte sie das kleine Gesicht sogar gegen sein bärtiges Antlitz. Ein Roth peinlichster Verlegenheit stieg in dasselbe.

„Oh, — oh!' sagte er.

„Ich habe ihm einen Namen gegeben, der Euch theuer ist, Professore."

Er entledigte sich der Bürde so bald als möglich.

„Es ist" — sagte er stockend, — „es ist ein Knabe, und wenn er gute Anlagen zeigt, so kann er einmal meine Erbschaft in der Wissenschaft antreten." Bei dieser Hoffnung, welche er an das schreiende, zappelnde Wesen da vor sich knüpfte, wurde seine

Stimme sogar wieder fester. In Checca's Brust war doch noch ein Rest von dem alten, übermüthigen Lachen geblieben, der sich jetzt Luft machte.

„Un Ragazzo! O, wohin denkt Ihr? Meint Ihr, daß ich glaube, Ihr betet Euch selbst an, wenn Ihr auch ein Wunder von Gelehrsamkeit sein möget? Niente! Der Name, der Euch am theuersten ist, heißt doch wol Cläre!"

„Cläre!" entgegnete er und senkte die Augen, „es ist also ein Mädchen."

„Ein Mädchen, dem Ihr nur den hundertsten Theil von der Liebe schenken sollt, die Ihr für die blonde, sanfte Cläre, die Benedetta habt. Mehr nicht, — damit bin ich zufrieden. Sagt mir, seit wann ist denn Cläre Euer Weib?"

Seine Arme sanken herab; es ging wie ein Beben durch seinen stattlichen Körper.

„Checca, gute Checca, was sprichst Du da! Ich und Cläre, — die milde, kluge Cläre! O, mein Gott — sie ist nicht mein Weib, sie war und ist — meine Schwester!"

Sie schlug die Hände zusammen.

„Und Ihr liebt sie, — und sie liebt Euch, — ich wußte es schon damals. Giebt es denn nichts, was Euch kalten Menschen die Zunge lösen kann?"

„Sie — liebt — mich! Sie — könnte mein Weib werden?“ fragte Wolf, und seine Augen blitzten in einem Glanze, den sie bisher noch nicht gehabt. „Sie liebt mich? O, sage es noch einmal, liebe, kleine Checca!“

„Wollt Ihr selber etwa leugnen, daß Ihr seit Jahren sie lieb habt?“

Er drückte ihre Hände, daß sie dieselben mit einem Schmerzenslaut zurückzog.

„O, Checca, Du erst lehrst mich mein Herz kennen. Cläre — mein Weib! Das ist eine Seligkeit, die ich kaum auszudenken wage“

Dann beugte er sich freiwillig über das Bündel.

„Cläre nanntest Du sie, — o, ich danke Dir. In der Mutter, die ich ihr geben werde, soll der Lohn dafür liegen, daß Du mir die häßliche Brille nahmst; die, welche meine Augen verdeckte und die, welche mich hinderte, in der eigenen Brust zu lesen.“

Sie lehnte an der Wand bleich und zitternd.

„Es ist die Freude!“ murmelte sie, als sein erschreckter Blick sie fragte. Er öffnete die Arme

„Du nun meine Schwester, Checca! Hebe das Köpfchen; auch Du sollst leben und noch glücklich sein.“

Seine Arme umschlossen die gebrechliche Gestalt,

aber als er sie an seine Brust zog, gewahrte er, daß sie ohnmächtig war. — —

* * *

Es war gegen die Zeit des Sonnenunterganges; noch stand die glänzende Scheibe dort drüben gleichsam auf dem Wasserrande, und ihre zuckenden Reflexe glitten über die Lagunen hin, hier goldig, dort roth, dann violett. Venedig tauchte fern auf, vom Abendlicht bestrahlt, Chiozza, das der kleine Dampfer verlassen, blieb im Schatten.

Zwei Personen standen auf dem Hinterdeck und blickten zurück auf die kleine Inselstadt, — Wolf Hollweg und Cläre. Prisca schritt auf und nieder und sprach halblaut auf etwas hinab, das sie in den Armen hielt.

„So, rege Deine Händchen, es ist besser, als eingeschnürt, nicht wahr, kleiner Schelm? Sollst es auch besser bei uns haben, als dort in dem elenden Nest. Du lachst, als verständest Du mich. Fräulein Cläre, es ist ein zu kluges Kind!“

Die Angeredete lächelte. „Schon jetzt, Prisca?“

„Der arme Tropf, ich werde ihm nicht nachtragen, was die Mutter, — Fräulein Cläre, die Todten sind

für mich alle heilig, aber das sage ich, wären wir nicht hergereist auf Wolf's – des Professors" verbesserte sie, — „Brief, — er hätte das kleine Ding doch nicht lebendig nach Hause gebracht Der wäre ja wol im Stande gewesen, es wie ein Buch in eine Kiste zu packen, damit ihm nichts geschähe."

Sie ließ das Kind tanzen und lächelte beglückt.

„Man sieht ihm an, daß ihm wol ist Ja, wie die Wilden, — schnüren einem Kinde die Arme ein . . ." der Schlußsatz verlor sich in ein leises singendes Gemurmel, mit welchem sie sich dann unbekümmert unter die anderen Passagiere mischte.

„Chiozza tritt nun ganz zurück!" sagte der Professor und zeigte auf den leichten grauen Schleier, welchen die allmälige Entfernung über den verlassenen Ort warf. „Ist's nicht wie ein stilles Friedensbild?"

„Wie ihr Grab, — arme, kleine Checca! Und doch starb sie so glücklich, so lächelnd, wie ein müdes Kind, das sich zum Schlafe legt; ‚Cläre, wie glücklich Du sein wirst,' — ich vergesse den Ton nie, Wolf. Und ich glaube es auch, das Kind wird mir eine große Freude sein!"

Ein seltsamer Blick aus des Professors Augen streifte sie, vor dem sie beklommen die Augen senkte.

Zürnte er ihr, daß sie ihn an die Todte erinnert hatte? Und doch trug er seinen Schmerz mit einer so stillen Gelassenheit!

Sottomarina war vorüber und Palestrina und Alberoni; er bot ihr den Arm und führte sie an die Spitze des Bootes.

„Nicht mehr rückwärts blicken,“ sagte er mit seltsam weicher Stimme, „nur vorwärts!“

Wie so anders, männlicher, selbstbewußter war er geworden! So hatte sie ihn nie gesehen.

Wie eine rothe Kugel stand die Sonne da, im nächsten Augenblicke mußte sie zischend, erlöschend in's Wasser sinken, das nun zu einer Purpurfluth geworden war.

„Wolf, ich fand noch keine Zeit, Dich an die Heimat zu erinnern. Es sind Briefe da, die indische Post . . .“ vielleicht entriß ihn der Gedanke an seine Wissenschaft, welche er seit drei Tagen mit keinem Wort berührt, der Erinnerung an die Todte leichter.

„Sieh den Himmel, das Wasser, die Erde, Cläre! Wie herrlich! Denken wir jetzt nicht an todte Buchstaben! Sahest Du jemals einen prächtigeren Sonnenuntergang?“

Sie schüttelte das Haupt, — verstand er sie, sie ihn denn nicht mehr?

Er zeigte nach Malamocco.

„Sieh dort, ein armselig Dorf, — das alte Metamaucum, einst ein bedeutender Bischofssitz, lag auf einer Insel, die das Meer im Laufe der Jahrhunderte verschlang. Vielleicht gleitet unser Schiff eben über die Stelle hin, wo Freud und Leid einst die Menschenherzen bewegten. Welch ein Gedanke, Cläre, — die versunkene Insel des Glücks!"

Wie rasch und feurig ihm die Worte von den sonst so spröden Lippen fielen!

„Versunkenes Glück, Cläre!"

Sie seufzte; sie hatte es nicht gewollt, aber die Bewegung übermannte sie.

„Cläre, es hätte leicht sein können, daß auch unsere Insel des Glückes versunken wäre und wir ahnungslos darüber hingezogen wären im Leben! Es soll nun aber nicht sein, ich will es nicht, — und Du? . . . Cläre, ich habe Dich immer geliebt, geliebt, holdes Mädchen, mit echter, wahrer Liebe, nur daß ich den rechten Namen nicht für sie wußte. Cläre, willst Du mein Weib sein?"

Sie sah ihn an; wie eine Schwankende streckte sie die Hände aus, dann lag sie an seiner Brust.

„Wolf, Wolf, — Du?"

„Ich!' sagte er, „der wie ein Nachtwandler um-

herging und tausend Pläne machte, um nicht von Dir getrennt zu werden, und für das, was ihm im Herzen lebte, nicht den rechten Namen fand. Ein armseliger Sprachforscher, — Cläre, strafe mich für meine lange Verblendung!"

Sie sah ihn an, o, mit welch seligem Blicke; sie hatte aber kein Wort. Er fand ungewohnt viele. „Drüben, die arme Checca, die hatte es lange gewußt, wie es um Dich und mich stand, und als sie nun nach meinem Weibe fragte, da, Cläre, fiel es von meinen Augen . . . Cläre, hast Du Mitleid mit dem Sünder?"

Sie richtete sich empor; die Sonne war gesunken und grauer Nebel schnell heraufgestiegen.

„Mir ist es licht und klar, Wolf; mag die Sonne sinken oder strahlen, nun bleibt es doch stets hell in unseren Herzen."

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Auf Irrwegen.

Roman

von

E. Vely.

3 Bände. Elegant broschirt. Preis 12 Mark.

„Wie in den schon vorhandenen Erzählungen der mit Recht beliebten Verfasserin gewahrt man auch in dieser ein die Gewöhnlichkeit überragendes Darstellungstalent, eine feine Charakterisirungskunst und eine freie und edle Gesinnung. Der in diesem Roman angeschlagene weiche Ton empfiehlt ihn zur Lektüre feinfühlender Frauen, welche in den vor ihren Augen vorüberziehenden weiblichen Gestalten sehr leicht Portraits aus ihrer Umgebung erkennen werden, liebenswerthe, dem Geschlechte zur Zierde dienende Wesen und wiederum auch andere, welche der Verkehr in der Gesellschaft verderbte, verhäßlichte. Es macht beim Lesen Vergnügen, dem Romane in allen seinen Verwickelungen zu folgen; man thut es mit der aus den Anlagen bald abzuleitenden Befriedigung einer natürlichen und gesunden Lösung der angesponnenen zahlreichen Konflikte."

(Hamburger Nachrichten.)

„Die Verfasserin hat den Stoff zu diesem angenehm fesselnden Roman den Salon- Hof- und Gelehrtenkreisen entnommen. Der Hauptkonflikt desselben entspinnt sich zwischen einem berühmten Professor und einer ebenso capriciösen, wie geistreichen Prinzessin, die sich den Mann der Wissenschaft zum Gemahl erwählt. Die fürstliche Frau Professorin erlöst ihren bürgerlichen Gatten durch einen frühzeitigen Tod aus den Banden einer nicht ganz convenablen Ehe, worauf der Verwittwete zu seiner eigentlichen, unbewußten Liebe, einen schönen und hochherzigen Mädchen seines Standes zurückkehrt. Die Verfasserin läßt ihr anerkanntes Erzählertalent auch in diesem Werke leuchten.

(Königsb. Hartung'sche Zeitung.)

4